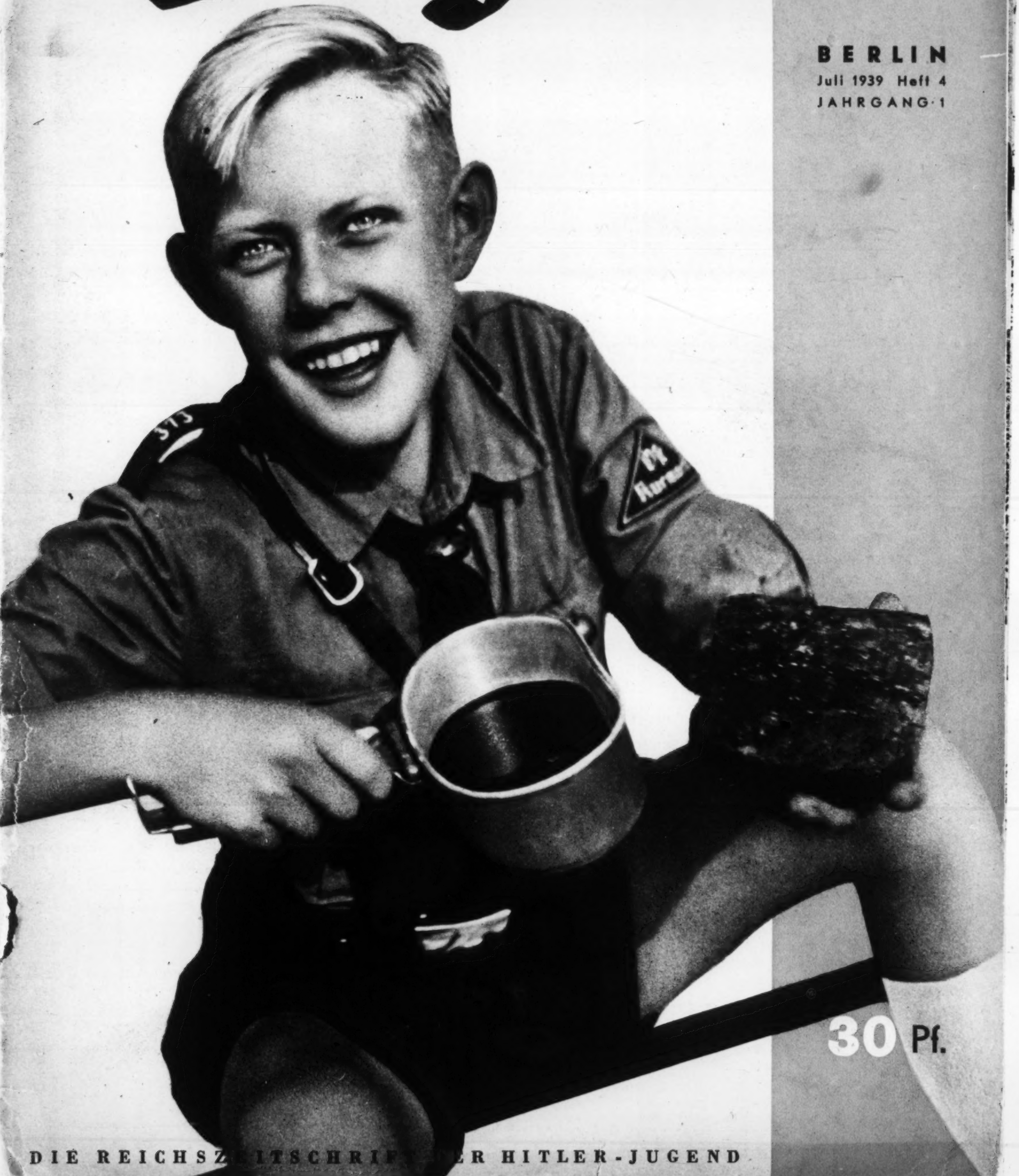
Junge Welt

BERLIN
Juli 1939 Heft 4
JAHRGANG 1



30 Pf.

DIE REICHSZEITSCHRIFT DER HITLER-JUGEND

Alles Glück auf Erden, Freunde, gibt der Kampf!

Ja, um Mensch zu werden, braucht es Pulverdampf!

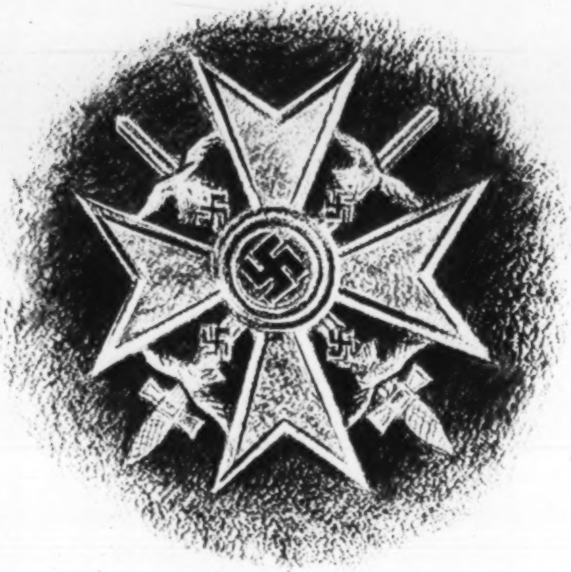
Eins in Drein sind Freunde: Brüder vor der Not,

Gleiche vor dem Feinde, Freie – vor dem Tod!

Friedrich Nietzsche

JAHRGANG 1
HEFT 4

JULI 1939
BERLIN



JUNGE WELT

DIE REICHSZEITSCHRIFT DER HITLER-JUGEND

Schon Mitte Juli beginnt der Adolf-Hitler-Marsch der deutschen Jugend mit dem Aufbruch der Pommern

Während der Berliner Rundfunkausstellung hält das Rundfunkamt der RJF. eine Arbeitstagung ab

Zwischen Italien und Deutschland findet in diesem Jahr ein verstärkter Jugendaustausch statt

Vom [illegible] bis [illegible] Juli trifft sich die Marine-HJ. zu ihren Wettkämpfen bei Laboe an der Kieler Förde

VORSCHAU AUF UNSERE ARBEIT: JULI 1939

Der Zaungast von Hohenschäftlarn

Es ist hier nicht von einem prominenten Besucher an der Rampe eines größeren Geschehens die Rede. In unserem Fall handelt es sich nur um einen kleinen elfjährigen Jungen. Du, lieber Leser, wirst sagen, er sei zu jung, um schon Gegenstand eines Zeitungsaufsatzes zu sein. Aber wäre er nicht schon so alt, viel älter als es seine elf Lenze ausweisen, dann würden wir auch keinen Grund haben, ihn hier auf die Schippe zu nehmen.

Den Elfjährigen trafen wir in dem kleinen oberbayerischen Ort Hohenschäflarn. Er trug graue Knickerbocker, in denen er, solange wir ihn sahen und mit ihm sprachen, seine Hände vergrub. Über sein Gesicht huschte ein Lächeln der Verlegenheit, ein „schamiges Grinsen", wie es fünfjährige Kinder kennzeichnet, die noch nicht das kleinste Teil eigener Selbständigkeit erreicht haben. Er hatte schönes blondes Haar, guten Wuchs, und wenn man von den ängstlich-verschüchterten Gesichtszügen absah, war eine ganz gute Erbanlage festzustellen.

Der Elfjährige von Hohenschäflarn war kein Pimpf. Wir trafen ihn am Zaun des provisorischen Sportplatzes seines Heimatdorfes. Da lehnte er gegen die Latte und schaute hinüber zu den 60 Pimpfen von Hohenschäflarn, aus deren Augen Entschlossenheit und Kampfesfreude leuchtete, denn es galt, den Reichssportwettkampf zu bestehen. Laufen, Springen und Werfen, drei einfache Grundübungen wurden verlangt. In jeder konnte man 100 Punkte erzielen. Wer 180 erreichte, erhielt die Siegernadel und hatte vollbracht, was jedem gelingen sollte. Und so wie in Hohenschäflarn war es überall in den Dörfern und Städten des Reichs. Eine einzige große Kameradschaft von sieben Millionen Jungen und Mädeln, die mit ihrer Körperpflege und Ertüchtigung den schlichten Dank dem Führer abzustatten gewillt waren für die Wiederaufrichtung des Reiches und für die glückliche Zukunft, die er durch sein Werk gerade dieser Jugend eröffnet hat.

Auf dem Sportplatz von Hohenschäflarn herrschte große Freude. Nicht nur, weil die meisten dank des regelmäßigen Trainings spielend auf 180 Punkte kamen! Unvergleichlich größer war ihr Stolz, weil ausgerechnet unter ihnen der Reichsjugendführer Baldur von Schirach weilte, den sie auf den besseren und größeren Sportplätzen der Städte vermutet hatten und der nun hier zu ihnen in ein abgelegenes Dorf gekommen war. Der 17jährige Fähnleinführer, der wohl niemals geträumt hatte, dem Reichsjugendführer seine kleine verschworene Horde von 60 strammen Pimpfen melden zu können, gab stolz und forsch seine Befehle. Sein Stolz und seine Freude hätten durch nichts beeinträchtigt werden können, hätte sich Baldur von Schirach nicht dem kleinen Zaungast am Sportfeld zugewandt, der in seinen Knickerbockern sichtbar im Gegensatz zu den braungebrannten Pimpfen stand, die ihre Hemden ausgezogen hatten und nun unermüdlich um die Wette liefen, sprangen und warfen. Welch ein Unterschied in den Gesichtszügen dieser Pimpfe, die nach einem Wort des Führers wirkliche „Rädelsführer" sind, und jenem bedauernswerten Geschöpf hinter der Latte am Zaun.

Dieser Elfjährige ahnte nicht, daß ihm der Reichsjugendführer gegenüberstand. Vielleicht hat er noch nie etwas von unserer großen Zeit, von der Partei oder ihrer Jugendbewegung erfahren. „Warum bist du nicht im Jungvolk?" Nur ein „Nein" ist ihm zu entlocken. Schließlich kommt's heraus: „Meine Eltern wollen nicht." Die Verlegenheit des Kleinen wächst und mit ihr unser Bedauern für diesen Außenseiter. Da es ein Sonntag ist, fragen wir, ob er in der Kirche gewesen ist. Dort hat er natürlich nicht an der Kirchenmauer wie hier auf dem Sportplatz am Zaun gelehnt. Nein, dort sieht man ihn natürlich jeden Sonntag. Die Eltern verlangen das von ihm. Nun ist uns dieser Fall klargeworden und wir wissen auch, wer ihn von der Gemeinschaft der nationalsozialistischen Jugend fernhält.

Der schneidige Fähnleinführer hat die Unterhaltung miterlebt. Jedes Wort brennt ihm im Herzen. Er schämt sich für sein ganzes Dorf. So gern hätte er dem Reichsjugendführer gezeigt, wie alles restlos in Hohenschäflarn in Ordnung ist. Und nun steht am Zaun der nationalsozialistischen Jugendbewegung ein Zuschauer. Er wird sein ganzes Leben sich an einem solchen Zaun befinden und zusehen, wie sich im Garten des Deutschen Reiches ein blühendes Leben entfaltet. Und so wie er an diesem Sonntag nicht daheim bleibt und ihn die Sehnsucht hinaustreibt, um wenigstens über den Zaun hinweg die Gemeinschaft der Kameraden zu sehen, so wird ihn die Sehnsucht sein Leben lang als Ruhelosen verfolgen, aber er wird über den Zaun nicht hinauskommen, den er sich selbst mit seiner alten Weltanschauung und seiner wirklichkeitsfernen Vorstellungswelt errichtet hat.

Den Zaungast von Hohenschäflarn wollen wir nicht verantwortlich machen für das, was er tut oder unterläßt. Wer in die Seele dieses Kindes das Gift geträufelt hat, weiß es selbst. Noch ist die Sehnsucht, die ihn hinaus zum Sportplatz getrieben hat, in die Gemeinschaft der Gleichaltrigen zu finden, nicht ganz erloschen. Was die Eltern an diesem Kinde versündigen, das kann ihnen kein Beichtvater und kein allsonntäglicher Kirchgang abnehmen. Dem höheren Willen aber kann nur derjenige gerecht werden, der auf dieser Erde seine Pflicht erfüllt und vor allen Dingen seinem eigenen Volk gegenüber, in das der Herrgott ihn hineingestellt und das er mit der Wiederbesinnung auf seine völkischen Werte seit einigen Jahren so sichtbar gesegnet hat.

Nach Erlaß der Jugenddienstpflicht im April 1939 wird auch der letzte Zaungast von Hohenschäflarn in der Gemeinschaft der deutschen Jugend erfaßt werden. Nicht um der Hitler-Jugend willen wird er nun pflichtmäßig zum Dienst erscheinen müssen, denn für die Organisation ist es belanglos, ob etwa zu 8 Millionen noch 10000 oder 12000 „Gezogene" hinzukommen? Nein, um dieses Elfjährigen selbst willen ist die kurz bevorstehende praktische Durchführung der Jugenddienstpflicht nötig! Wir wollen ihm seinen Lebensweg ebnen, die eine verstockte, gewissenlose Welt ihm versperrt. Wir wollen ihn glücklich werden lassen, weil uns die Erfahrung lehrt, daß man Anlagen zur Eigenbrötelei, Feigheit oder Verstörtheit durch eine Jugenderziehung im Pimpfenalter wirksam bekämpfen kann. Wir wollen die Zäune einreißen, die der Erfüllung der heimlichen unbewußten Sehnsucht dieses Jungen im Wege stehen. Er soll unsere Lieder singen, die Millionen heute im Herzen tragen, er soll so wie die unübersehbare Zahl tapferer, froher Pimpfe seinen Körper stählen und sich an Kameradschaft gewöhnen lernen. Um so leichter wird ihm dann die Dienstpflicht im Arbeitsdienst und in der Wehrmacht fallen. Nur so wird er den Weg finden, der ihn an der großen deutschen Volksordnung teilhaben läßt. Ihr kann sich keiner entziehen; wer es versucht und die Seele der Jugend gegen die Ordnung vergiftet, der handelt auch gegen einen göttlichen Willen, mag er sich auch durch noch so fleißigen Kirchgang darüber hinwegzutäuschen versuchen.

Wir sprachen von diesem Elfjährigen, weil es nicht lohnte, um einen Ausgewachsenen am Zaun, der alte und neue Zeit scheidet, soviel Aufhebens zu machen. Der Zaungast von Hohenschäflarn wird bald der Vergessenheit anheimfallen. Auffallen wird er nur wieder, wenn seine Stimme sich in die jubelnden Heilrufe des Fähnleins von Hohenschäflarn mischt, wenn sein Sprung die anderen zur Achtung zwingt, wenn er als Erster beim Lauf durchs Ziel geht oder sein kampflustiges Antlitz am wildesten leuchten sollte.

Günter Kaufmann

Über seinem Schreibtisch hängt stolz die gold-rot-goldene Fahne Francos. Daneben ein kleiner zerschossener Fetzen roten Tuchs, in einem Schützengraben der Internationalen Brigade erbeutet. In hellem Sonnenlicht funkelt das gefährlich drohende Dolchmesser eines Marokkaners, das ihm der Moro in einer plötzlichen Aufwallung langgehegter Freundschaft vor Madrid geschenkt hat. Ein kleiner Teil der Siegestrophäen und Gedenkstücke, die sich der junge Unteroffizier der Luftwaffe Friedrich L. während seiner achtmonatigen Spanienzeit gesammelt hat. Er er- erzählt mir von dieser Zeit, in der er als Flakartillerist und Soldat des Führers gegen die bolschewistische Soldateska für ein edles, stolzes Volk auf Vorposten gestanden und gestritten hat, und es sind nicht nur Sieg und gold-rot-goldene Fahnen in seinem Bericht, sondern Blut und Tränen, stilles Heldentum und feste Kameradschaft, Sturm und Tod, Selbstüberwindung und Pflichterfüllung.

Es war nach der Rückeroberung Teruels durch die nationalspanischen Truppen und dem Fall Leridas, als General Franco mit der Eroberung des Hafens Vinaroz endlich das Mittelmeer im Nordwesten erreicht hatte und das Gebiet der Roten in zwei Teile zerfallen war. Die „rochos" mußten ja schäumen vor Wut! Nacht für Nacht nun schickten sie uns einen Bomber, der Vinaroz als Angriffsziel hatte. Fast mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks, auf jeden Fall aber auf die Viertelstunde genau, hörten wir in jenen Nächten den roten Nachtbomber vom Meer her auf Stadt und Hafen Vinaroz zuhalten, weithin dröhnte der Motorenlärm, denn „Lorenz" kam immer vom Meer her. Lorenz hatten wir ihn getauft, weil dieses beharrliche Kind einen Namen haben sollte. Wenn Lorenz sich ankündigte, stürzte im Anfang die gesamte restliche Bevölkerung der Stadt, Frauen, Kinder und Greise von Vinaroz, in panikartigem Entsetzen in die behelfsmäßig eingerichteten „refugios", um dem Angriff des Bombers zu entgehen. Durch unsere Reihen aber ging nur ein Flüstern: er kommt. Jawohl, er kam, aber er kam niemals durch! Unser Planfeuer stimmte ihn bedenklich, meistens schon, ehe er die Stadt erreicht hatte, und so hörten wir oft genug, wie er draußen über dem Meer die Bomben ausklinkte und seine schweren Brocken sinnlos vertan ins Wasser klatschten. Hätten wir damals nur eine Batterie Scheinwerfer zur Verfügung gehabt, hätte er sich wohl überhaupt nicht in die Reichweite der deutschen Flaks gewagt, denn am Tage zog er es vor, unsichtbar zu bleiben. Das Feuer unserer deutschen Flaks war bei den „rochos" denkbar unbeliebt geworden.

Lorenz kam jede Nacht, ja, manches Mal wiederholte er den ersten Versuch in der gleichen Nacht; vielleicht wollte er unsere Aufmerksamkeit prüfen, aber wenn Lorenz kam, waren auch wir da mit unseren himmlischen Grüßen. So regelmäßig er erschien, so regelmäßig auch mußte er unverrichteterdinge wieder umkehren; kleine Schäden, die er anzurichten vermochte,

Eine letzte Handvoll Schlaf vor dem Sturm! Nationalspanische Infanterie, die sich vor Madrid in Bereitstellung befindet. In einer kleinen Viertelstunde kann das Zeichen zum Angriff gegeben werden

Der Spanienfreiwillige Unteroffizier Friedrich L., der auf diesen Seiten seine Erlebnisse bei der „Legion Condor" erzählte, mit einem Moro im Graben vor Madrid. Der Marokkaner hielt, völlig auf sich allein gestellt, einen ganzen Grabenabschnitt gegen die Roten

wogen den Wert der Bomben nicht auf, die er abwarf. Und doch hatte die Erscheinung des roten Nachtbombers etwas eigentümlich Erregendes auch für uns. Es fehlte uns direkt etwas, als Lorenz des Nachts einmal ausblieb, und auch in der folgenden sein vertrautes Brummen nicht mehr zu hören war. Fischer erzählten uns dann eines Morgens, sie hätten an der Küste angeschwemmte Flugzeugteile gefunden. So hatte es den Lorenz doch erwischt! Einmal schlägt jedem die Stunde.

Unsere Flak wurde jedoch nicht nur in der Luftabwehr verwendet, sondern in besonders starkem Maße auch für den Erdbeschuß. Den nationalspanischen Truppen fehlte es in entscheidender Weise an schwerer Artillerie, und so hatten die deutschen Flakgeschütze ihre vernichtende Arbeit auch in Vorbereitung des Infanterieangriffs zu leisten. Wir beschossen mit großem Erfolg Festungsanlagen, Bunker, Maschinengewehrnester und machten oft genug die roten Gräben sturmreif. Die Wirkung unserer Granaten war ungeheuerlich, besonders, wenn wir, wie es oft der Fall war, aus verhältnismäßig kurzer Entfernung mit unseren schweren Kalibern loslegten. Die nationalspanische Infanterie vertraute felsenfest auf uns Deutsche, und der Sturm stand unter besonders günstigen Vorzeichen, wenn sie uns in der Nähe wußte; auch die Moros kämpften gern mit uns zusammen; manche der braunen kriegerischen Gesellen freuten sich wie die Kinder über die vernichtende Wirkung unserer Geschütze.

An eine Nacht erinnere ich mich besonders gut, und ich kann wohl sagen, daß ich sie nicht mehr vergessen werde. Ich hatte Befehl zu einer Erkundungsfahrt in feindliches Gebiet bekommen, das aber, wie ich bald feststellen konnte, von den „regulären" roten Truppen bereits kilometertief geräumt war. Mein Wagen trug mich durch das nächtliche Land und viele kleine Ortschaften, die still und verlassen in einem feierlichen Frieden lagen. Da hielt mich auf der Rückfahrt eine Panne auf. Wir standen in einem Dorf, das so dunkel und menschenleer schien wie nur je ein gottverlassenes Nest am Ende der Welt. Noch aber war ich nicht lange mit der Reparatur des Wagens beschäftigt, als ich plötzlich feststellte, daß sich im Schatten von Häusern und Hütten dunkle Gestalten bewegten und vorsichtig an den Wänden entlangdrückten. Sie beobachteten jede meiner Bewegungen. Ich war völlig ruhig, da ich auf meine Pistole vertraute, außerdem war der Schaden an der Maschine in weniger als einer Viertelstunde behoben, so daß ich meine Fahrt fortsetzen konnte. Als ich dann wieder in unserer Stellung angelangt war und Meldung erstattete, hörte ich zu meinem Entsetzen, daß in ebendemselben Dorf nur eine Stunde früher, als ich es mit meinem Begleiter passiert hatte, einer unserer spanischen Kameraden, der wie ich eine Erkundung durchzuführen hatte, von roten Wegelagerern erstochen und fürchterlich zugerichtet worden war. Ich habe noch tagelang an diese Nacht gedacht, und selbst in stärkstem Feuer niemals ein Grauen gefühlt, das dem Gedanken gleichkam, auf diese hinterhältige Weise von der Hand eines Franktireurs in nächtlichem Dunkel zu fallen. —

So wie Unteroffizier Friedrich L., der auch ehemaliger HJ.-Führer ist und stolz das Goldene Ehrenzeichen der Hitler-Jugend trägt, sind viele tausend junge deutsche Soldaten freiwillig in den Kampf für die Freiheit des befreundeten spanischen Volkes gegen den bolschewistischen Weltfeind gezogen und haben schweigend getan, was ihr Gewissen ihnen befahl. Sie müssen uns Vorbild und Beispiel sein für Mut, Ausdauer, Einsatzfreudigkeit und stille Pflichterfüllung der jungen Soldaten des Führers.

(H. G.)

Das war einmal eine „Rata", von der nach dem Abschuß nur dieser Trümmerhaufen übrigblieb. Angehörige der „Legion Condor" durchsuchten ihn, um nach Erkennungszeichen des roten Piloten zu forschen

Das rote Festungswerk ist mit Hilfe unserer Flaks zusammengeschossen worden. Nun geht im Schatten der Kampfwagen spanische Infanterie zum letzten Angriff vor. Die Fahne wird bald auf der Stellung der Roten flattern. Und wieder werden wir unserem Ziel näher sein

Fahnen auf dem Marsch

Es geht im Hochsommer wie ein Aufbruch durch die deutsche Jugend. In allen Gebieten des Reiches machen sich ausgesuchte Jungen der HJ. auf den Adolf-Hitler-Marsch nach Nürnberg und tragen in dem gewaltigen Sternmarsch ihre geweihten Fahnen durch Sonne und Wind, Hitze und Regen der Landstraßen in die Stadt der Reichsparteitage, um zum Führer zu gelangen und unter seinen Augen in einem fest zusammengeschweißten Marschblock die Geschlossenheit, Kraft und Begeisterung, Treue und Beharrlichkeit seiner Jugend zu demonstrieren. Der Adolf-Hitler-Marsch wurde der Bekenntnismarsch der deutschen Jugend genannt. Er kann nach den festlichen Nürnberger Tagen keinen schöneren Abschluß finden als in Landsberg am Lech, hier, wo die Marschierer die Festungszelle des Führers besuchen und dem Führerwort Erfüllung schenken, das vorausgesagt hat, daß die Gefängniszellen der Nationalsozialisten einstmals die **Wallfahrtsstätten einer neuen deutschen Jugend** sein werden.

Sternförmig führen die Marschblocks der verschiedenen Gebiete nach Nürnberg, mehr als 12 200 Kilometer, also ein Viertel des Erdumfanges, legen die Marscheinheiten zusammengenommen auf ihrem Weg zur Stadt der Reichsparteitage zurück. Rund 200 ausgesuchte Jungen, die sich in charakterlicher und körperlicher Haltung besonders ausgezeichnet haben, in einem Alter zwischen 16 und 18 Jahren, marschieren insgesamt über 700 Tage lang, täglich etwa 23 Kilometer. 545 Marschtage stehen rund 150 Ruhetagen entgegen. Dieser gewaltige Marsch ist nicht nur Zeugnis einer tiefen, inneren Begeisterung und damit Symbol für das Gelingen des Erziehungswerkes der Jugend, sondern auch eine absolute Leistung. Wennschon jeder Marscheinheit ein Kraftfahrzeug mit allen Ausrüstungsgegenständen, eine Feldküche und ein Lastkraftwagen mitgegeben werden, so bleibt doch der persönliche Einsatz eines jeden das Entscheidende. Hitze und Durst, Staub und Regen weichen nicht von der Seite der jungen Marschierer, aber Kraft und Wille überwinden die Schwierigkeiten, und die Freude über den unvergleichlichen Marsch spricht aus ihren Augen. Sie murmeln wohl einmal ein recht unfreundliches Wort zwischen den trockenen Lippen, wenn die Sonne gar zu heiß auf die Uniformen brennt, oder schicken auch einen lästerlichen Fluch zum Himmel, wenn er mit strömendem Regen die Straßen weicht, aber die Stimmung ist immer **richtig**, wie man sagt. Davon sprechen am besten die Selbstzeugnisse der Teilnehmer an den vergangenen Märschen der letzten Jahre, die in einem Buch „**Adolf-Hitler-Marsch der deutschen Jugend**" von Gebietsführer Kley, bearbeitet von Oberbannführer Horst Kerutt, im Zentralverlag der NSDAP. herausgegeben worden sind. In diesen Tagebuchaufzeichnungen lebt der Marschtritt der jungen Generation, und wir wollen im folgenden drei kurze Auszüge wiedergeben, die zur Veranschaulichung dieses einmaligen Erlebnisses des Adolf-Hitler-Marsches am besten beitragen können:

„Das Marschieren ist ein eigen Ding. Die einen marschieren gern bei Sonnenschein, weil es dann schön sein soll, über die Landstraße zu ziehen. Die andern am liebsten bei Regen, ja, bei Regen, weil man dann nicht zu schwitzen braucht und auch schneller vorwärts kommt. Naß werden? Da läuft ein kurzes Lachen die Marscheinheit entlang, denn erstens haben wir unsere berühmten Regenumhänge, und und schließlich, was tut so ein bißchen Regen uns? Wir ziehen unsere Straße, dem Reichsparteitag entgegen. Wenn wir durch Dörfer marschieren, klingt hell unser Lied, aber auf der Landstraße marschieren wir schweigend die lange Straße. Es ist seltsam, in dem Schweigen scheinen unsere Nagel-

schuhe viel wuchtiger und trotziger auf den harten Asphalt zu schlagen, als wenn wir singen. Dann klingt unser Gleichschritt wie ein kaltes steinernes Lied. Ein Lied von dem Treuemarsch der Jugend durch die Gaue ihres Vaterlandes zum großen Appell des Reiches. Hier hört das eigene Ich auf, hier gilt nur noch der Schritt der Formation, hier ist die Kolonne nur noch ein Ganzes!"

„Flacher und öder wird die Gegend, kilometerlang ziehen sich rechts und links der Landstraße Obstbäume in unendlicher Reihe, jeder Baum hat sein Nummernschild. Die Harmloseren von uns zählen stumpfsinnig die Nummern: 101, 102, 103 . . . Die Gefährlicheren aber schielen mehr nach oben, dorthin, wo die goldgelbe Baumfrucht so verführerisch herunterlächelt. Doch der ‚Chef' hat angedroht: ‚Wer einen Apfel pflückt oder aufhebt, der bekommt sofort eine Fahrkarte in die Heimat!' Seitdem hängen für uns keine Äpfel, sondern nur noch Fahrkarten auf den Bäumen. Nach Hause geschickt werden? Nein, das will denn doch keiner. Lieber schon verzichten! — Preisfrage: Ist es möglich, daß einem durch irgendein Wunder von selbst ein Apfel in den offenen Mund fällt? Einer von uns glaubte an solche Wunder. Hat ihm aber nichts geholfen. Der ‚Chef' glaubte nicht daran."

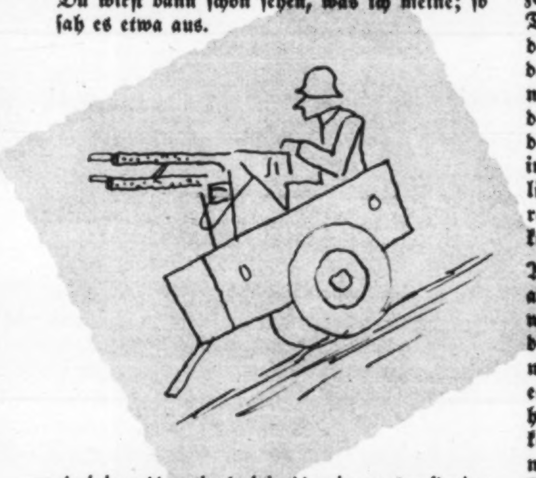
„Die Einheit marschiert durch den Ort und singt ein Marschlied. Auf beiden Seiten der Straße bleiben Männer und Frauen stehen, um die tadellose Einheit vor ihren Augen vorbeimarschieren zu lassen. In der Mitte der Zuschauer seh ich ganz zufällig einen Alten, siebzig mag er sein, vielleicht auch älter. Er trägt eine grüne Brille, sieht augenscheinlich sehr schlecht. Aber er hört den festen Marschtritt der Jungen, hört ihren frischen Gesang. Da hebt der Alte mühsam seinen Arm und ruft dann immer wieder mit kaum hörbarer Stimme: ‚Hurra . . . Hurra . . .' Unser Durchmarsch mochte für den alten Mann eine glückliche Stunde seines Lebens gewesen sein."

So erzählen unsere Kameraden vom Adolf-Hitler-Marsch. Es ist nicht mehr lange, dann tritt schon wieder die erste Marscheinheit ihren Weg nach Nürnberg an. Mitte Juli eröffnen die Pommern, die die längste Marschstrecke zurückzulegen haben, den Adolf-Hitler-Marsch am Hans-Mallon-Ehrenmal auf Rügen, und unsere Grüße und die Wünsche aller der Kameraden, die daheimgeblieben sind, werden sie auf ihren Wegen begleiten.

Anfrage an Uffz. Lange

Eines Tages traf bei dem Unteroffizier Lange ein Brief seines jüngeren Bruders Klaus ein, der da über so einiges Militärische Auskunft haben wollte:

„Als wir neulich zum Heimabend gingen, trafen wir mehrere Kompanien Infanterie. Hinter den Marschkolonnen fuhren so seltsame Fahrzeuge auf gummibereiften Rädern, wie wir sie noch niemals getroffen haben. Im Hinterwagen saß ein Soldat. Einer sagte, es seien neue Maschinengewehre. Ehe ich Dir aber eine große Beschreibung schicke, will ich Dir lieber einmal dieses Fahrzeug aufzuzeichnen versuchen, Du wirst dann schon sehen, was ich meine; so sah es etwa aus.



Auf dem Marsch. Auf der Vorderprotze finden Fahrer und Pferdehalter Platz, in der Hinterprotze werden die beiden MGs. des Halbzuges gefahren. Sie sind stets feuerbereit und schützen die marschierende Truppe gegen plötzliche Angriffe aus der Luft. So hatte Klaus Lange das Fahrzeug gesehen und bei seinem Bruder um Aufklärung gebeten

Bitte gib mir bald Bescheid ....

Der Unteroffizier Lange antwortete seinem Bruder Klaus dies:

„Lieber Klaus! Vielen Dank für Deinen Brief. Ich will auch gleich Deine Fragen zu beantworten versuchen, denn ich glaube, daß Du jetzt doch sehr gespannt bist, was es wohl mit Deinen ‚seltsamen Fahrzeugen' für eine Bewandtnis hat.

Du hast schon sehr richtig beobachtet. Es gibt seit kurzer Zeit solche Fahrzeuge bei der deutschen Wehrmacht. Es sind die neuen Fahrzeuge der Maschinengewehrkompanien. Ich kann Dir sogar bei dieser Gelegenheit Einiges über das neue deutsche MG. mitteilen, und Du darfst auch Deinen Kameraden von dieser neuen Waffe das berichten, was Du von mir darüber hörst. Ich kann mir nämlich denken, daß Euch dieses neue Maschinengewehr sehr interessieren wird, denn in jedem Kriegsbuch liest man ja immer wieder, welche hervorragende Rolle die Maschinengewehre im Weltkrieg gespielt haben.

Als Rekruten sind wir selbst noch an diesem alten MG. des Großen Krieges ausgebildet worden. Es ist im Gewicht ziemlich schwer und daher bei denen, die es tragen mußten, deshalb nicht gerade sehr beliebt. Als Waffe aber hat es sehr viele Freunde gefunden, da die Handhabung leicht zu erlernen und seine Zuverlässigkeit und Wirkung sehr groß waren. Es wurde mit Wasser gekühlt, was das Gewicht natürlich auch noch erhöhte. Es gab diese Art von Maschinengewehren zwar schon vor dem Kriege, doch zogen die Infanterieregimenter 1914 nur mit einigen wenigen MGs. aus. Erst während des Krieges zeigte sich ihre große Wirkung, und das MG. fand mehr und mehr Eingang bei der Kampftruppe, der es vor allem als Abwehrwaffe große Dienste leistete. In vielen Kriegsberichten kann man nachlesen, wie einzelne Maschinengewehre ganze feindliche Regimenter beim Angriff aufgehalten haben.

Heute zählt jedes Infanterieregiment zahlreiche schwere und leichte Maschinengewehre. Seine Feuerkraft ist daher um vieles größer als die eines Infanterieregiments selbst aus dem Jahre 1918. Dazu kommt noch, daß man auf Grund zahlreicher Erfahrungen dieses neue MG. konstruiert hat, das jetzt in der deutschen Wehrmacht Einführung gefunden hat. Es ist leichter zu tragen, luftgekühlt und hat eine schnellere Schußfolge als die bisherigen Modelle. Man ist also dem Endziel wieder etwas näher gerückt, das darin gesucht wird, daß ein einzelner Mann aus einem Gewehr eine große Anzahl gezielter Schüsse in schnellster Folge abgeben kann. Das ist ein Ziel, das seit langem angestrebt wird und dessen allmähliche Verwirklichung Du selbst verfolgen kannst, wenn Du Gelegenheit hast, Dir einmal im Berliner Zeughaus alle die Kugelspritzen, Mitrailleusen und Maschinengewehre anzusehen, die dort aus verschiedenen Zeiten und Kriegen aufgestellt sind.

Die Handhabung des neuen deutschen Maschinengewehrs kann ich Dir im einzelnen nun nicht ausführlich auseinandersetzen. Das würde zu weit führen. Du wirst sie auch schon noch selber genauestens kennenlernen, wenn Du erst selbst an der Reihe bist, um Deine zwei Jahre abzudienen.

Ich will Dir lieber das erklären, was Du selbst beobachtet hast, als Du kürzlich die Truppe auf dem Marsch getroffen hast. Du hast da gesehen, daß in der Hinterprotze ein Schütze saß, der vor sich auf einem drehbaren Sockel zwei gekoppelte MGs. hatte. Diese MGs. sind stets feuerfertig, und es besteht jederzeit während des Marsches die Möglichkeit, das Feuer aufzunehmen, wenn zum Beispiel die

Ein SMG. geht im Gelände vor. Um dem Gegner nicht zu zeigen, wo ein SMG. vorgeht und um die Traglast zu verteilen, wird das SMG. in auseinandergenommenem Zustand getragen. Vorn geht der Gewehrführer, er sucht einen geeigneten Platz für eine Stellung aus, ihm folgt der Richtschütze (mit dem MG.), links von diesem läuft Schütze 2. Rechts, etwas zurück, ein Munitionsschütze 3

Mit dem alten wassergekühlten MG. im Gelände. Mit diesem MG. war das deutsche Heer während des Weltkrieges ausgerüstet. Links: Der Richtschütze sitzt in der Hinterprotze des MG.-Fahrzeugs hinter seinen beiden gekoppelten Maschinengewehren, die auf einen drehbaren Zwillingssockel gesetzt sind. Der Schütze zielt jetzt durch das Kreiskorn auf ein Flugzeug, das sich nähert

Truppe von feindlichen Fliegern überfallen wird. Es brauchen also nicht mehr, wie das bisher der Fall war, die MGs. erst freigemacht zu werden usw. — sondern: es kann sofort gefeuert werden. Da alle MG.-Fahrzeuge so einsatzbereit sind, hat die Truppe auch während des Marsches stets einen wirksamen Feuerschutz. Bei einem Fliegerangriff bleibt die Hinterprotze dann allein auf der Straße stehen, während die Vorderprotze mit den Pferden sofort in voller Deckung verschwindet. Da auch alle Gewehrschützen das Feuer aufnehmen, wird den angreifenden Fliegern bei solch einem „warmen Empfang" wohl recht bald die Luft vergehen, ihren Angriff auf die Marschkolonne zu wiederholen.

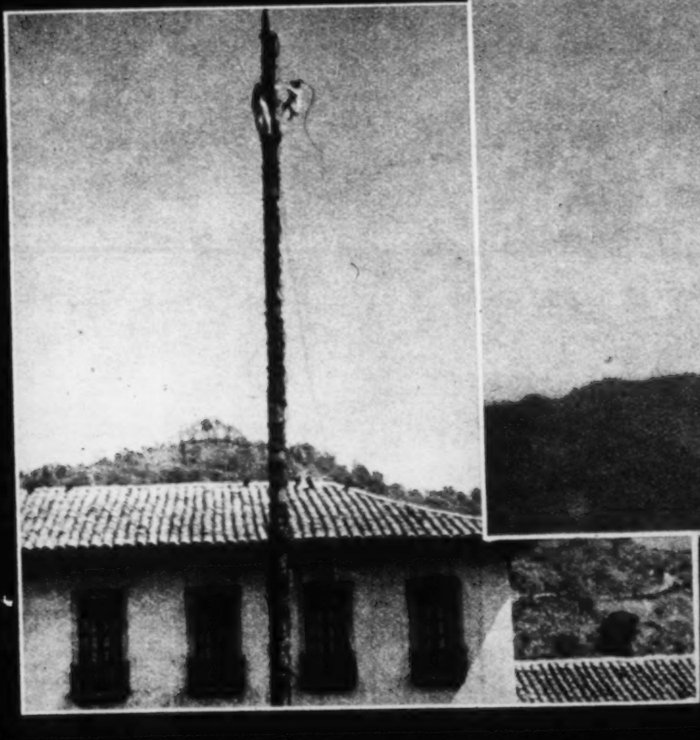
Wenn Du nun den Eindruck gewonnen hast, daß in einem künftigen Kriege kaum etwas auszurichten ist, wenn man einem MG. gegenüberliegt, daß dann alle Tapferkeit des einzelnen Mannes vergeblich sein wird, so muß ich Dir doch sagen, daß das allerbeste Maschinengewehr nichts nutzt, wenn es falsch eingesetzt wird, wenn der Munitionsnachschub nicht klappt oder, was am schlimmsten ist, wenn die Bedienung hinter dem Gewehr nicht in kameradschaftlicher Weise zusammenarbeitet, wenn die

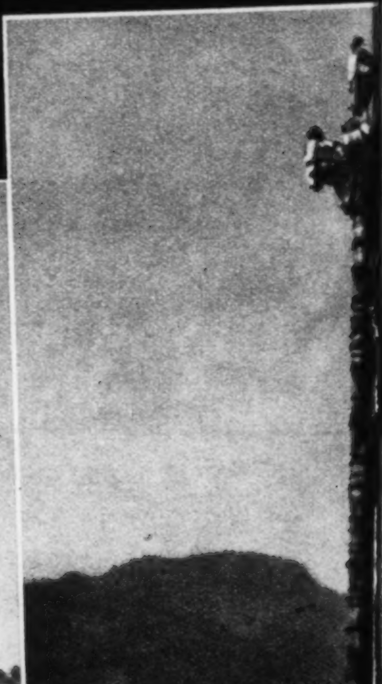
VOGELMENSCHEN

Die heute in Mexiko lebenden Indianer sind, soweit sie sich nicht vermischt haben, Nachkommen der Azteken. Immer noch lebt in den Stämmen altes Brauchtum, das sich durch Jahrhunderte erhalten hat. Der deutsche Forscher Hans Helfritz hat manche aztekische Sitte aufgespürt und Stämme gefunden, die, noch ziemlich reinrassig, uns eine Vorstellung geben von dem Aussehen und von der Kultur der Urbevölkerung Mexikos.

Auf dieser Forschungsfahrt gelang es Helfritz, den Flug der Valadores, der Vogelmenschen, zu photographieren. Diesen Brauch schildern schon die alten Aztekenhandschriften. Die spanische Kirche hat ihn zwar als »Teufelswerk« verboten. Aber immer wieder lebt er da und dort einmal im Jahre auf: dann errichten die Indios einen 30 Meter hohen Mast. Herumgewundene Lianen aus dem Urwald erleichtern das Hinaufklettern. Oben, auf der Mastspitze, wird ein drehbarer, sechseckiger Rahmen angebracht. Sechs Männer umtanzen den Mast mit Rasseln. Über Kreuz gebundene Tücher auf dem Rücken deuten das Federkleid an, das die »Menschenvögel« in der Aztekenzeit bei diesem Anlaß trugen. Sie klettern hinauf und binden sich an Seilen fest, die um die Mastspitze gewickelt sind. Die kultische Handlung beginnt mit einem tollkühnen Hüfttanz in der schwindelnden Höhe auf einem winzigen Brett, das auf der Spitze des Mastes befestigt ist. Dann folgt der gemeinsame Absprung der sechs Valadores. Die Seile wickeln sich ab und setzen durch den Schwung das Gestell in Drehung. Dabei wirbeln die Tänzer um sich selbst. Dreiundzwanzigmal dreht sich der Rahmen. Halsbrecherisch ist vor allen Dingen die letzte Umdrehung dicht über dem Erdboden, bei der die Indios, die mit dem Kopf nach unten hängend in rasender Schnelligkeit den Mast umkreisen, sich rechtzeitig herumwerfen und heil auf den Füßen landen.

Das kultische Fest der Azteken hat begonnen. Die Vogelmenschen, die „Valadores", haben gleich die Mastspitze erreicht





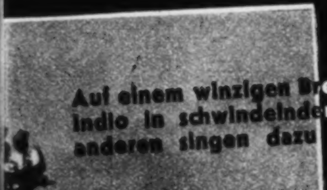
Eine MGK. auf dem Marsch. Unser Bild zeigt einen Zug der Maschinengewehrkompanie. Vorn reitet der Zugführer (in der Regel ein Offizier oder ein älterer Feldwebel); ihm unterstehen 4 MGs.; hinter ihm die Halbzugführer (Unteroffiziere), sie führen je 2 MGs. Es folgen der berittene Melder und der Entfernungsmeßmann. Die Bedienung der Maschinengewehre marschiert hinter dem MG.-Fahrzeug, geführt von beiden Gewehrführern (Unteroffizieren oder älteren Gefreiten)

Hinter dem MG. im Gelände. Rechts mit Glas der Gewehrführer. Er beobachtet und leitet die Wirkung seiner Geschoßgarbe im befohlenen Ziel. Am Zielfernrohr der Richtschütze, und neben ihm der Schütze 2, der das Gewehr mit Munition zu versorgen hat

Der Drache, eine „Kursächsische Totenorgel" mit 20 Läufen, die nacheinander abgefeuert wurden. Dieser Vorläufer unserer Maschinengewehre steht jetzt im Berliner Zeughaus

Schützen ihr Handwerk nicht verstehen, eine auftretende Hemmung nicht beseitigen können und was derlei Dinge mehr sind. Denn es kommt trotz aller Maschinenwaffen sehr auf den Kampfgeist und die Ausbildung des einzelnen Mannes an, der die Maschine bedient. Es sind auch dem MG. starke Gegner in den Granatenwerfern und Infanteriegeschützen entstanden, die jetzt zu jedem Infanterieregiment gehören. Wenn Du aber sogar selbst Lust bekommen hast, einmal während Deiner späteren Dienstzeit als MG.-Schütze ausgebildet zu werden, und wenn Du Dich schon jetzt darauf vorbereiten willst, so kann ich Dir nur raten, Dich schon jetzt, soweit es im Rahmen des HJ.-Dienstes möglich ist, im Geländedienst, im Entfernungsschätzen und Schießen mit dem Kleinkalibergewehr zu vervollkommnen. Ich hoffe, bald auf Urlaub zu kommen, dann werde ich Dir mehr von der MGK. erzählen. Bis dahin nimm mit allen anderen zu Hause die besten Grüße!

Heil Hitler!
Dein Bruder."

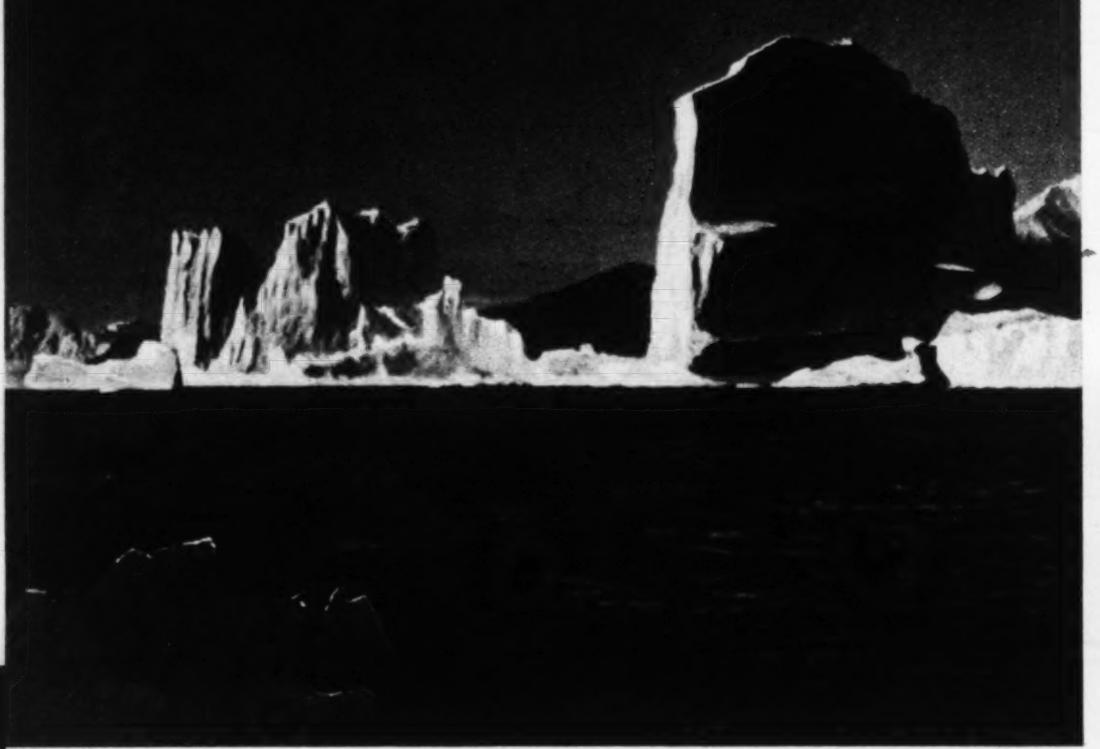


Auf einem winzigen Brettchen tanzt ein Indio in schwindelnder Höhe und die anderen singen dazu seltsame Lieder

Dann werfen sich die Männer von der Spitze und kreisen schnell um den Mast

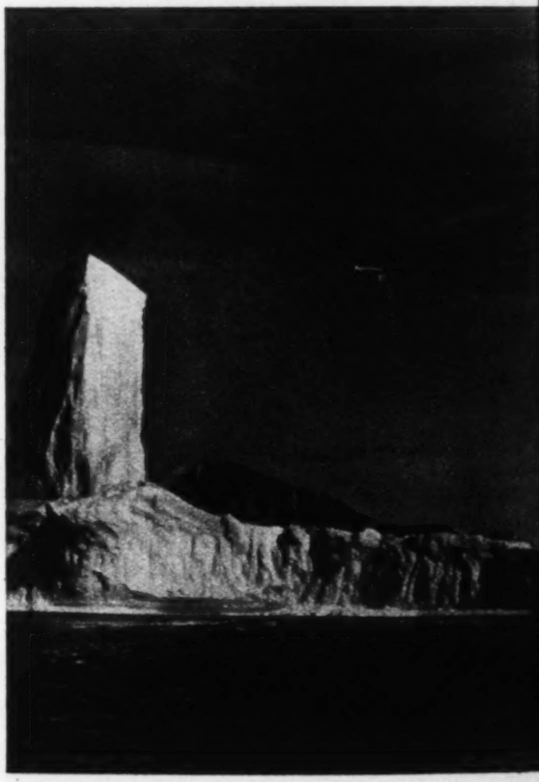
Die Nachkommen der Azteken stehen staunend unten auf dem Marktplatz

DIE WEISSEN GESPENSTER DES ATLANTIK



Schaurig wie die Sagas Islands sind die Kulissen an der Grenze der Eiswelt aufgetürmt

Es war am 15. April 1912, als die Menschheit mit jähem Entsetzen daran erinnert wurde, daß die Naturmächte noch immer die Erde beherrschen und daß der Kampf gegen sie noch nicht zu Ende ist.
Das größte und luxuriöseste Schiff seiner Zeit hatte seine erste Fahrt vom Hafen von Liverpool nach New York angetreten. „Titanic" hatten die Engländer voller Stolz ihr Schiffsungeheuer getauft. Es war eine schwimmende Stadt, bis ins einzelne auf Reisegenuß eingestellt. Es sollte nun auf der Jungfernfahrt erweisen, zu welcher Sicherheit und zu welcher Lebensvollkommenheit es die Menschen gebracht haben. Eine den reichsten Schichten entstammende Gesellschaft war an Bord. Man fühlte sich geborgen wie noch nie auf dem Meere. Die Tage und Nächte reichten sich in Schlemmereien, in Promenaden auf Deck, im Tanz, im Flirt die Hände ... Niemandem kam auch nur im entferntesten der Gedanke an Gefahr. Hatten die Gäste sich doch einem „Titanen" anvertraut ... Keiner der Reisenden ahnte, wie nahe er dem Tod war und daß die erste Fahrt des Schiffes die letzte sein sollte.
Auf dem Wege nach der Neuen Welt lauerte ein stärkerer Titan als der von Menschenhand geschaffene, einer, den die Natur mit ihren gewaltigeren Händen geformt hatte: ein Eisberg. Eine empfindliche Kühle ließ die auf den Decks in die Mondnacht Träumenden tiefer in ihre Umhüllungen kriechen. Die Luft war plötzlich eisig geworden — für eine aufmerksamere Schiffsleitung eine Warnung, daß ein Eisberg in nächster Nähe war. In den großen Salons wiegten sich die Paare im Tanz. Alle Sinne waren dem Leben und der Erwartung der morgigen Landung in USA. zugewandt.
Kurz vor Mitternacht erschütterte ein schwacher Stoß das Schiff. Von den Schlafenden wurde er kaum wahrgenommen, aber in den Salons warf er einige Gläser um. Man hatte sich einen Augenblick erstaunt angesehen, aber sich gleich wieder beruhigt. Kapitän Smith teilte in Gemütsruhe mit, man habe soeben einen Zusammenstoß mit einem Eisberg gehabt, wobei dieser wohl den kürzeren gezogen habe. Die Fahrt ginge weiter. Tuschs und erneutes Aufklingen der Tanzweisen.
Doch was war das? Den Kundigen schoß eine entsetzliche Erkenntnis durch das Gehirn: Das ganze Vorderschiff, der Bug in seiner vollen Breite, war eingedrückt, zerquetscht, aufgerissen. Auf dem Vorderdeck türmten sich zersplitterte Eisenmassen. Kapitän Smith eilte in die Funk-Kabine und ließ das Signal: „CQD!" geben. Come quickly danger! Komm schnell, Gefahr!
Gefahr für die „Titanic"? Die Telegraphisten machten Witze. Es war doch immer verkündet worden: die „Titanic" ist unsinkbar.
Wenige Minuten später empfing Kapitän Smith die Meldung, von der er



Wie ein Eisberg entsteht: Im milden Frühlingswind lösen sich die oft bis 100 Meter aufstrebenden Giganten vom Land, um ihre gefahrbringende Reise nach dem Süden anzutreten; sie sind der Schrecken der Schiffer

wußte, daß sie den sicheren Tod für ihn und die meisten Passagiere bedeute: der ganze Kiel der „Titanic" in seiner vollen Länge ist aufgerissen! Sämtliche Schotten sind zerstört oder unbrauchbar! Das Schiff sinkt in wenigen Minuten! Nun war es auch in der Telegraphenkabine ernst geworden. Mit bleichen Gesichtern jagten die Funksprüche über die Wasserfläche: „SOS

Tragödie im Eis. Ein Expeditionsteilnehmer wurde auf einem kalbenden Eisberg vom Lande getrennt. Nach qualvollen Tagen voller Hunger und Kälte konnte er dann endlich durch ein Flugzeug gerettet werden

‚Titanic' sinkt!" Die Telegraphisten wußten, daß sie auf ihrem Posten ausharren mußten, bis das Wasser sie in die Tiefe riß.

Während schon die eisigen Wasser in die Zwischendecks gurgelten und rauschten und die Schlafenden in ihren Kojen ertränkten, tanzte man in den Salons noch ahnungslos nach der Tanzmusik. Da wurden die Türen aufgerissen und – plötzlich jagte der Ruf „Rette sich, wer kann" die unter dem Todesgriff Erschauernden zu den Rettungsbooten, um die mit Schüssen und Messern gekämpft wurde. Von den 2400 Mann der Besatzung und Passagiere war in den Rettungsbooten nur Platz für 600 vorhanden. So wenig verantwortungsvoll hatte die englische Schiffsleitung

vorgesorgt. Dafür aber spielte die Schiffskapelle unaufhörlich den Choral „Näher mein Gott, zu dir!"

Etwa um 2 Uhr nachts hob sich die „Titanic" plötzlich steil in die Höhe, noch einmal leuchteten all die tausend Lichter auf, Qualm entströmte dem Schornstein, 1635 Menschen, die nicht hatten gerettet werden können, schauten starr oder mit Gebärden des Wahnsinns ihrer Vernichtung entgegen. Von den 2400 an Bord wurden nur 750 Personen gerettet, von den Passagieren I. Klasse 70 v. H., von den Fahrgästen III. Klasse 20 v. H.

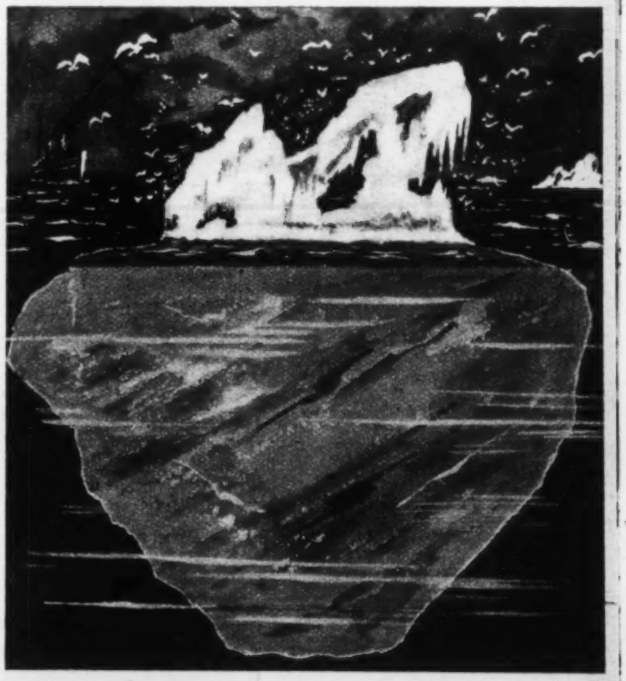
Das Unglück war ein Mahnzeichen für die Schiffahrt im Nordatlantik. Es hat sich seitdem kein Zusammenstoß mehr ereignet! Es wurde von nun an im hohen Norden eine Wachtflotte aufgestellt, an der Deutschland hervorragend beteiligt ist. Sie jagen auf die weißen Gespenster des Ozeans, sprengen sie, wenn sie ihrer habhaft werden, oder funken einen Steckbrief, um vor ihnen zu warnen. Die Kartenaufnahmen der „feuchten Polizei", wie die Wachtmänner genannt werden, werden von den Fracht- und Passagierdampfern sorgfältig verfolgt, denn es gibt Jahre, in denen etwa 1400 Eisberge gesichtet wurden und ihre Fahrtrichtung gemeldet worden war. Wir haben erst in diesem Frühjahr bei der Reise des englischen Königspaares nach Kanada vernommen, daß ihr Schiff tagelang durch Eisberge stillgelegt war und sich dadurch der vorbereitete festliche Empfang auf amerikanischem Boden erheblich verzögert hat.

Da das Auftreten der Eisberge nach Zahl und Schwimmrichtung auch für die Wetterbildung von Einfluß ist, haben die Meldungen der Wachtflotte ebenso für die Wettervorhersage und über diese für die Luftfahrt ständig erhöhte Bedeutung erlangt.

Es handelt sich bei den Eisbergen oftmals um Riesengebilde, die bis zu einer Höhe von 100 m emporragen und eine Länge und Breite von mehreren Kilometern aufweisen. Sie entstehen durch Auftürmung von Packeis und Eisfeldern oder auch durch Abbrechen von in das Meer vorgeschobenen Gletscherfüßen. Ihre Gefährlichkeit für die Schiffahrt ist vor allem dadurch gegeben, daß diese gewaltigen Eisinseln nur mit ein Achtel bis ein Neuntel ihrer Masse aus dem Wasser emporragen, also ihren wahren Umfang verbergen. Das Schiff befindet sich oft schon in ihrer unmittelbaren Nähe, während der bizarr abgeschmolzene sichtbare Teil noch weitab ist.

Rudolf Dammert

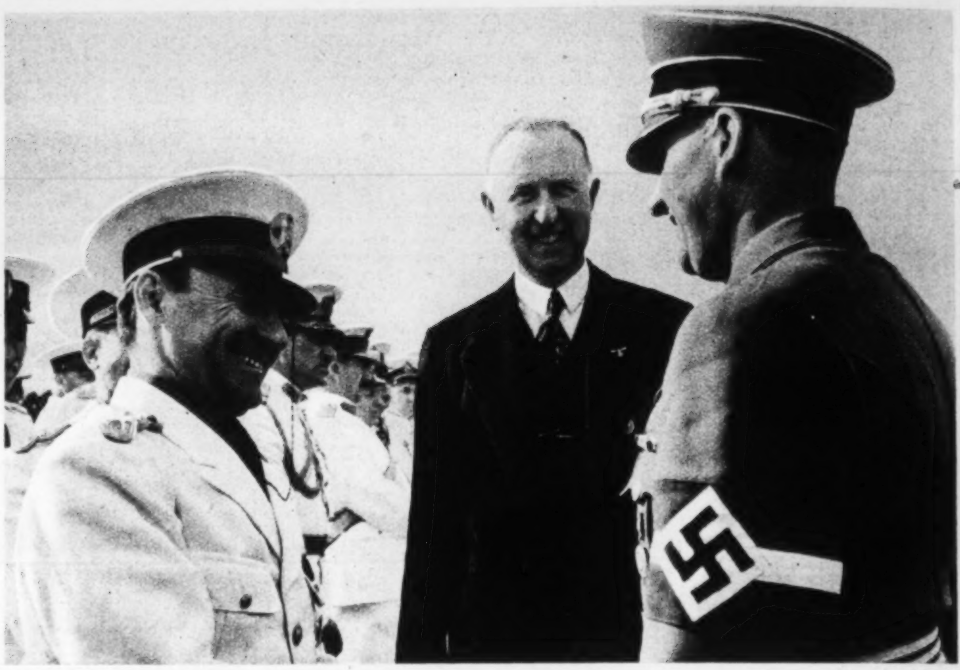
Die Gefährlichkeit der schwimmenden Eisberge besteht vor allem darin, daß nur etwa ein Achtel aus der Wasseroberfläche hervorragt, ein Zusammenstoß also schon erfolgen kann, bevor der sichtbare Teil erreicht ist

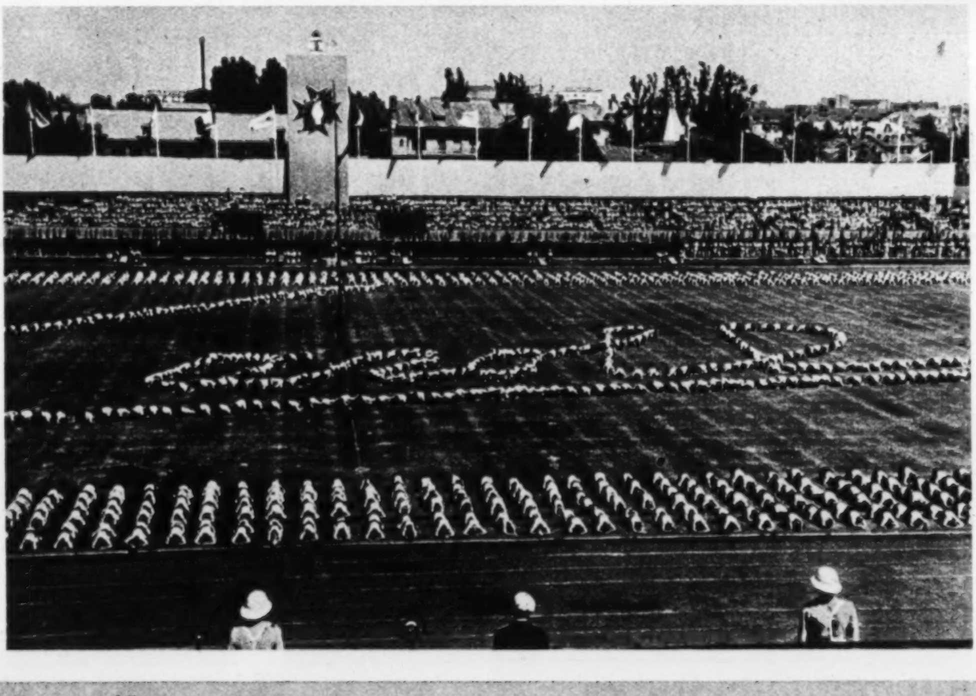


Bilder aus dem Stadion zu Bukarest

Aus Anlaß der neunten Wiederkehr der Thronbesteigung König Carol II. von Rumänien fanden in Bukarest Staatsfeierlichkeiten statt, in deren Mittelpunkt die Jugendveranstaltungen standen. Der König hatte ausländische Gäste, im besonderen die Jugendführer der anderen Länder, nach Bukarest eingeladen. Baldur von Schirach vertrat, begleitet von einer Anzahl HJ.-Führern, die Hitler-Jugend

Die Veranstaltungen der rumänischen Staatsjugend Straja Tarii, „Wacht des Landes", boten einen guten Einblick in die erfolgreiche Organisationsarbeit. Viele Formen und Erziehungsmittel der HJ. finden wir bei der „Wacht des Landes" wieder. Das gleiche Ideal des Jugendlebens hat freundschaftliche Beziehungen zwischen der Jugend beider Länder ausgelöst. Rumäniens Jugend hat sich bewußt von den demokratischen Anschauungen der Jugendarbeit, verkörpert in dem britischen Boy Scout-System, entfernt und geht den modernen Weg einer totalen nationalistischen Jugenderziehung. Wenn die rumänische Jugend auch noch nicht zielklar und so offen erzogen wird, daß sie in der gleichen Gedankenwelt wie die autoritären Staaten mit ihrer Jugend aufwächst, so wird doch ihre große Zukunft und das Glück ihres Lebens von diesem freien und ehrlichen Bekenntnis abhängen. Wankelmut und ein Spiel mit allen Karten schaffen ihr keinen wolkenlosen Himmel. So stehen die „Wächter des Landes", die bewiesen haben, daß sie für das Vaterland sich einsetzen können, noch vor der großen Entscheidung für die alte oder neue Welt, um die sie nicht herumkommen können





1 Baldur v. Schirach wurde in Bukarest von König Carol und dem Ministerpräsidenten Calinescu zu Besprechungen empfangen. Unsere Aufnahme zeigt ihn mit Calinescu im Gespräch während einer der Sportveranstaltungen

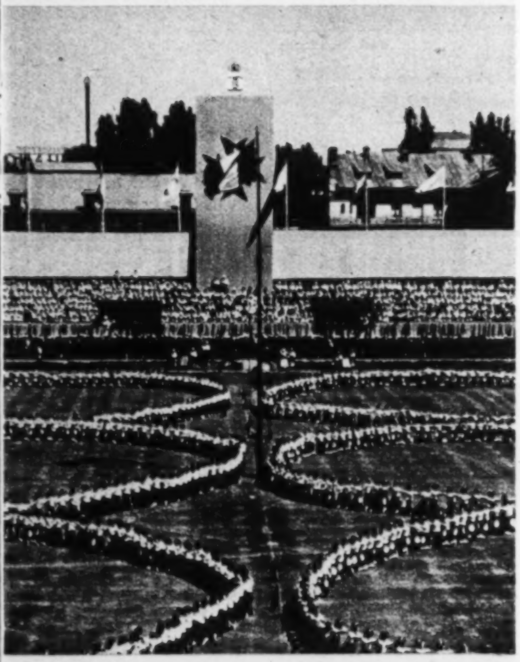
2 Eine Fascistische Abordnung begrüßte die HJ.-Delegation auf dem Flugplatz, um mit den spanischen Freunden die Solidarität der Achse auch im Bereich der Jugenderziehung zu betonen

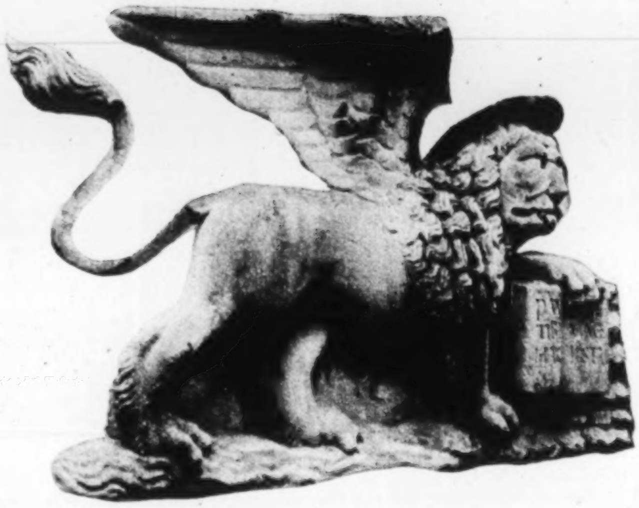
3 Mitglieder der Straja Tarii formieren den Namenszug ihres Königs: Carol

4 Oberstleutnant Völkers, der Vertreter der Wehrmacht beim Jugendführer des Deutschen Reichs, im Gespräch mit einigen rumänischen Ministern

5 Der alte Lord in kurzen Hosen vertritt Großbritannien. Er sieht aus wie ein typischer Boy Scout. Dahinter stehen polnische Offiziere, die hier Polens uneinige Jugend repräsentieren

6 Mädchen bei Vorführungen im Stadion





DALMATIEN

REISE IN BEFREUNDETEM LAND

Der Name Jugoslawiens ist in Europa seit etwas mehr als einem Jahrzehnt geläufig. Ja, er war im Land selbst als auch in den Nachbarstaaten eher geläufig, als er 1929 zum offiziellen Namen dieses Landes gemacht wurde. Mit ihm und seiner Entstehung verbindet sich nämlich ein maßgebliches Stück Geschichte jenes bergigen Landes zwischen der Drau und dem Skutari-See, zwischen der Donau und dem Adriatischen Meer.

Als die Grenze des Deutschen Reiches noch nicht mit denen Südslawiens zusammenstieß, als noch der künstlich selbständig erhaltene Österreichische Staat sich zwischen die beiden Länder schob, war in Deutschland im allgemeinen Südslawien ein etwas fernstehender politischer Begriff. Man sprach wohl von der Adria und Dalmatien und dachte nur an jene heute noch romantische Landschaft, wie sie der schmale Küstenstreifen und die zahllos vorgelagerten Inseln des östlichen Adriatischen Meeres darbieten. Reiseschilderungen und Romane zauberten uns ein verlockendes Bild von der Schönheit dieses Sonnenlandes vor. Über die politischen Fragen jedoch gab es wenig zu diskutieren, zumal das damals schwache Deutschland überhaupt nicht in der Lage war, auf ihm so fernliegende Probleme, wie die Balkan-Politik, einen Einfluß zu nehmen.

Heute hat sich das sehr gewandelt, da wir mit der Eingliederung der Ostmark ins Reich unmittelbare Nachbarn von Jugoslawien geworden sind. Seitdem lockt uns die Schönheit des Südens und der dalmatinischen Adriaküste noch mehr; seitdem beschäftigen wir uns aber auch mit dem Wesen des Volkes und der Art der Landschaft, die hinter den dinarischen Alpen, also in dem bergigen Lande weitab von der schmalen Küste Dalmatiens liegt; seitdem ist uns dieses Land nicht nur ein verlockender Frühjahrs- und Herbstaufenthalt, sondern ein freundschaftlicher Nachbar, dessen Wesen und Heimat es zu studieren gilt.

*

Hat man die einsame Schönheit all der zahllosen großen und berühmten, wie der kleinen, ungenannten Inseln in sich aufgenommen, hat man des Meeres blaues Singen und das Zittern der mittäglich heißen Luft gespürt, hat man im Dämmerschein träumend unter Pinien gesessen, so ist jene Romantik in uns eingegangen, die das eigentlich Zauberhafte dieser Landschaft ausmacht. Von ihr sprechen die Novellen und Romane.

Aber noch ein anderes Merkmal drängt sich dem Besucher Dalmatiens, überall wo er seinen Fuß hinsetzt, auf. Es ist das der große Kulturreichtum an Denkmälern und Bauten aus den verschiedensten Zeiten der Jahrhunderte, ja, der Jahrtausende. Die Römer sprechen unmittelbar zu uns. Wir denken an die Seeräuberkriege, die von hier ausgingen, als noch wilde Urstämme das Land besaßen; römische Kaiser hinterließen ihre Bauten; Gotenstürme gingen durch das Land, und manche andere Völkerschaften durchquerten es in der großen Wanderungszeit; Venedig strahlte seine Kultur und seine Handelsmacht hierhin aus; die Türken hielten das Hinterland Jahrhunderte hindurch in ihrer Gewalt. Stadtrepubliken, kleine Staaten, und gegenüber den Türken ein ständiges völkisches Aufbegehren! Alles das

Venedigs geflügelter Markus-Löwe. Unter seinem Zeichen stand vor Jahrhunderten die gesamte Kultur der dalmatinischen Küste. Unser Bild zeigt ein Relief an der Loggia San Michele in Hvar. Es trägt die Jahreszahl 1463 und die Worte: „Pax tibi Marce Evangelista" — Friede dir, Evangelist Marcus. — Markus ist der Schutzpatron Venedigs

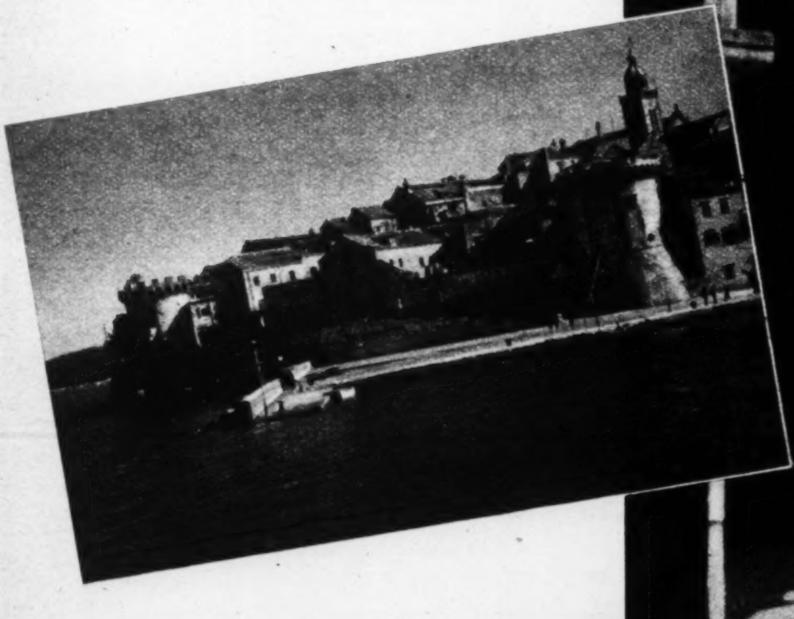
eutige
impo-
regor
kletian-
z fand

sind Kennzeichen der unruhigen Geschichte dieses Landes, und ihre Zeugen treten dem Besucher überall noch heute entgegen. In Split, dem einstigen Spalato, lebt ein Großteil der Bevölkerung in dem alten Diokletian-Palast, den sich der römische Kaiser dieses Namens dort etwa in den Jahren 295—305 erbaute, weil er in unmittelbarer Nähe geboren war. Einen Nachmittagsspaziergang davon entfernt besuchen wir das alte Salona, eine von den Völkerstürmen zerstörte Römerstadt, deren Bevölkerung einst in den wehrhafteren Diokletian-Palast flüchtete und seitdem dort wohnen blieb, um die verlassene Stadt Salona nicht wieder aufzubauen. Etwas näher an unsere Zeit heran rücken die sieben Kastelle, die geradezu ideal an einem außerordentlich fruchtbaren und von den Stürmen geschützten Küstenstreifen gelegen sind, und die sich einst venezianische Adelsgeschlechter im 14. und 15. Jahrhundert zum Schutz gegen die Türken erbauten. Die venezianische Kultur ist überhaupt diejenige, deren Zeugnisse heute in Dalmatien noch am häufigsten zu treffen sind; kaum ein schöneres Zeugnis dafür als Trogir, die schauerlich-schöne Stadt aus dem Mittelalter, deren Feste heute verfällt und deren Adelspaläste und enge Gassen von einer armen Bevölkerung bewohnt werden; und vor dem kunstvollen Portal des Domes stehen bettelnde Frauen. Aber Venedigs geflügelter Markuslöwe steht noch immer wie ein Symbol über dieser Landschaft.

Selbst Dubrovnik, die alte freie Republik Ragusa, die sich als einzige gegenüber der Begehrlichkeit Venedigs und den Machtstürmen der Türken ihre Freiheit bewahrte, selbst sie läßt den Geist der Markusrepublik spüren, wenn man von ihren heute noch vollständig erhaltenen, wehrhaften Stadtmauern in die Gassen hinabblickt; auch sie ist von dem starken Kultureinfluß Venedigs nicht unberührt geblieben, und man erkennt ihn unzweideutig, steht man vor dem reichen Dogenpalast oder

Der malerische Fischereihafen von Split mit seiner Promenade und der im Hintergrunde deutlich erkennbaren Front des Diokletian-Palastes

der architektonisch schönen Münze mit ihrem eindrucksvollen, säulentragenden Binnenhof.
Ganz anders wird die Landschaft und ganz anders das geschichtliche Gepräge der Bauten und ganz anders das Wesen der Bevölkerung, fährt man mit der Bahn oder dem Wagen nur einige Stunden hinein in das hohe Karstgebirge. Durchkreuzt man jedoch erst das Land von Agram bis Skoplje und Cetinje bis Neusatz, so lernt man die außerordentliche Buntheit des Landes, den stammlich wechselnden Charakter der Bevölkerung und die kulturellen Unterschiede kennen, die sich aus der Geschichte her schreiben. Dann ist man an so reiche Abwechselung gewöhnt, daß man den Unterschied zwischen dem schmalen dalmatinischen Küstenstreifen und dem gebirgigen Hinterland der Herzegowina und Montenegros schon als ein für das ganze Land Jugoslawien kennzeichnendes Merkmal hinnimmt.
Neben dem alten Dalmatien aber wächst — wie überall in ganz Jugoslawien — eine neue moderne Kultur herauf. Überall werden Schulen gebaut; Kaufhäuser entstehen. In Agram und in Belgrad ist natürlich wie in den anderen großen Städten des Landes das moderne Leben mit Auto, Flugzeug und Trambahn längst zur Selbstverständlichkeit geworden. Seit dem inneren Erstarken des jungen Staates aber bringt von den Zentralen und der dalmatinischen Küste aus auch in das Innere des Landes immer mehr die stetige Verbindung mit den Weltereignissen. Die zahlreichen neu gebauten Straßen, neue Flugstrecken, Schnelltriebwagen auf früher kleinen Bahnstrecken beweisen die tatkräftige Unterstützung der Regierung, die eine veraltete, ach so romantisch anmutende, aber doch so unbequeme und belastende Lebensweise durch eine moderne ersetzen will, ohne allerdings — und das ist von nicht geringer Wichtigkeit — dabei die gewachsene Kultur durch übertriebenes Tempo abtöten zu wollen. Günther Stöve



Korcula, eine der reizvollen zahlreichen dalmatinischen Inseln. Ihre Festungsanlagen bezeugen den wehrhaften Charakter der mittelalterlichen Kultur, die wußte, daß ohne Schutz keine Blüte der Kunst ersprießen kann

Fliegertechnischer Nachwuchs

Nach dem Willen des Generalfeldmarschalls Hermann Göring wird die Luftwaffe den Vorsprung, den sie vor der übrigen Welt voraushat, niemals aufgeben, sondern im Gegenteil noch vergrößern. Der Bedarf an Menschen wird also ebenfalls noch größer werden als bisher. Nun hängt die Schlagkraft einer Luftwaffe nicht allein von der Güte des Fluggerätes und der Leistungsfähigkeit des fliegenden Personals ab, sondern zum großen Teil von dem Vorhandensein eines ausgezeichneten technischen Personals zur Wartung und Instandhaltung der Maschinen. Das zur Verfügung stehende Fachpersonal der Luftfahrtindustrie, das seiner Wehrpflicht genügt, ist bei weitem nicht ausreichend; infolgedessen hat die Luftwaffe die Heranbildung eines langjährig dienenden technischen Unteroffizierkorps selbst in die Hand genommen. In einer dreijährigen Lehre, die im Alter von 14 Jahren beginnt, werden besonders ausgesuchte Jungen zu Metallflugzeugbauern oder Motorschlossern ausgebildet. Diese handwerkliche Ausbildung erfolgt in den Werken der Luftfahrtindustrie. Die Unterbringung und Verpflegung der Jungen erfolgt in den fliegertechnischen Vorschulen, die ganz neuzeitlich eingerichtet sind.

Nach einer Vereinbarung zwischen dem Bevollmächtigten für das Luftfahrtindustrie-Personal und der Reichsjugendführung gehören die Jungen wie auch ihre Führer der Flieger-HJ. an und bilden Gefolgschaften oder sogar Stämme, die den zuständigen Bannen der Hitler-Jugend unterstellt sind. Die Leitung einer fliegertechnischen Vorschule hat meist ein älterer Flieger-HJ.-Führer inne. Ihm ist für je 50 Jungen ein Scharführer beigegeben. Diese Führer müssen sämtliche Gebiete der HJ.-Grundausbildung beherrschen, denn sie ist die Grundlage der gesamten Heimerziehung.

Auf die körperliche Ertüchtigung der Jungen wird der größte Wert gelegt. Leichtathletik, Turnen, Schwimmen, Boxen und KK.-Schießen werden eifrig betrieben; selbstverständlich kommt auch das Segelfliegen — im Hinblick auf den späteren Beruf — nicht zu kurz. Im Laufe der drei Lehrjahre sollen nacheinander der A-, B- und C-Schein erworben werden. Jeder Flieger-Hitlerjunge der fliegertechnischen Vorschulen muß den Geländedienst beherrschen. In ihm zeigt sich sportliches Können, Härte gegen sich selbst, Einfühlungsvermögen in die Natur, Urteilskraft und Entschlußfreudigkeit. Die weltanschauliche Schulung nimmt ebenso einen wichtigen Bestandteil ein. Die Jungen lernen die geschichtlichen Zusammenhänge erkennen und werden zum eigenen Denken erzogen. In Fahrten, Besichtigungen und Theaterbesuchen erweitern diese Flieger-Hitlerjungen ihren Gesichtskreis.

Zwei Jahre werden die Jungen in der Werkstatt ausgebildet

Meßübungen in der Lehrwerkstatt

Schüler arbeiten am Nietgestell

In der Freizeit wird zum Teil in der Werkstatt Segelflugzeugbau betrieben, denn nur der Junge wird ein persönliches Verhältnis zum Segelflugzeug bekommen und wird seine und seiner Kameraden Arbeit nicht durch leichtsinniges Fliegen aufs Spiel setzen, der selbst am Werk mitgeschafft hat. Die praktische handwerkliche Ausbildung der Jungen wird systematisch vom Leichten zum Schwereren gehend aufgebaut. Nach Abschluß eines Grundlehrganges, der das Fundament der gesamten weiteren Ausbildung darstellt, werden wichtigere Arbeiten angefertigt. Besonderer Wert wird darauf gelegt, daß die Lehrlinge wirklich produktive Arbeiten anfertigen, denn nur durch solche kann der Eifer und die Arbeitsfreudigkeit der Jungen wachgehalten und gesteigert werden.

Nach einer gewissen Ausbildungszeit in der Lehrwerkstatt kommen die Lehrlinge in den Luftfahrtbetrieb. Sie durchlaufen hier nacheinander die verschiedenen Abteilungen des Werkes und werden längere Zeit auf Montage und Reparatur verwendet, was ihrer späteren Tätigkeit in der Fliegertruppe am meisten entspricht. Um die Lehrlinge in ihrer Arbeit besonders anzuspornen, werden Bewertungstafeln ausgehängt, in denen ihre Leistungen laufend eingetragen werden. Allmonatlich muß jeder Lehrling eine Zwischenlehrgangsarbeit anfertigen, und am Ende der dreijährigen Lehrzeit wird die Ausbildung durch die Anfertigung eines Gesellenstückes abgeschlossen.

Die Unterbringung und Verpflegung der Lehrlinge in den fliegertechnischen Vorschulen ist völlig kostenfrei; es wird ihnen sogar ein kleines Taschengeld gegeben. Der Staat hat hier die Sorge für die Ausbildung der Jungen den Eltern abgenommen, und auch nach Ablauf ihrer 12 jährigen Dienstzeit können sie, die nunmehr Angehörige des Unteroffizierkorps sind, die Anwartschaft auf die Beamtenlaufbahn des gehobenen mittleren technischen Dienstes erwerben, außerdem finden sie in der Industrie mannigfache Möglichkeiten. Es werden hier also Aufstiegsmöglichkeiten geboten, wie sie so sicher sonst wohl nirgends zu finden sind.

Allerdings wird vor der Einstellung der Jungen als Angehörige einer fliegertechnischen Vorschule der Erfolg der zukünftigen Ausbildung durch eine Auslese gesichert und nur bestgeeignete Jungen angenommen. Die Vorauslese der in Aussicht genommenen Bewerber nehmen die Berufsberatungsstellen der Arbeitsämter in Zusammenarbeit mit der Hitler-Jugend vor, die im einzelnen überprüfen, ob die Jugendlichen den charakterlichen, körperlichen und geistigen Bedingungen entsprechen. Die Jungen werden einer psychologischen Eignungsprüfung unterzogen, die sich auf die handwerklichen Fähigkeiten und auf die geistigen und seelischen Eigenschaften erstreckt. Die Entscheidung über die Einstellung trifft dann der Bevollmächtigte für das Luftfahrtindustrie-Personal.

Hans Gerhard Raths

Die Zigarette wird nicht umsonst auch Giftnudel genannt. Das Nikotin ist eines der sogenannten Genußgifte, die den ganzen Organismus von Lebewesen krankhaft verändern können. Ein kleines Beispiel aus einer ganzen Reihe von Untersuchungen, die das Reichsgesundheitsamt laufend durchführt, um die Wirkung des Nikotins auf bestimmte Fischarten zu erkunden, mag als schlagender Beweis für den hohen Grad von Schädlichkeit dieses Giftes dienen.

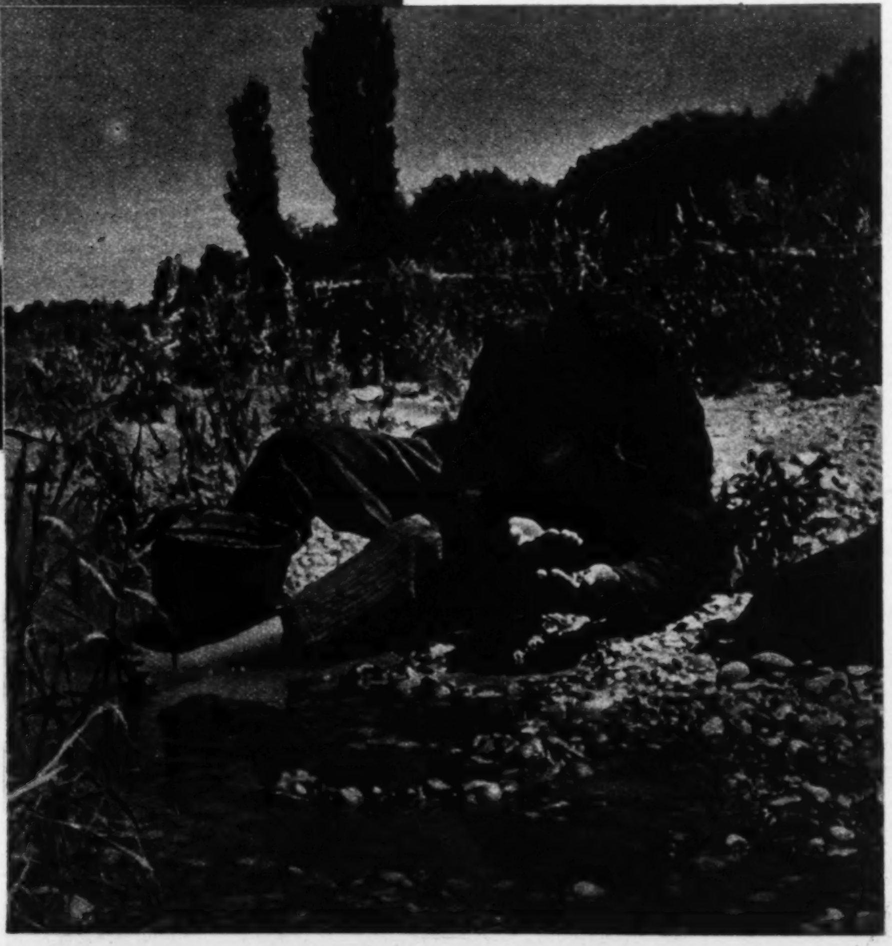
Die Versuchstiere sind kleine Zahnkarpfen, die in tropischen Gewässern beheimatet sind und im Unterschied zu den meisten anderen Fischarten lebende Junge zur Welt bringen. Führt man nun dem Wasser, in dem der Fisch lebt und aus dem er ja auch seinen Sauerstoffvorrat ergänzt, eine stärkere Nikotinlösung zu, so zeigen sich an dem Tier sofort schwere Vergiftungserscheinungen: es sinkt gelähmt oder betäubt auf den Boden des Aquariums und würde in absehbarer Zeit verenden, setzte man es nicht schnell wieder in ein Glas mit frischem Wasser. Anders fällt der Versuch aus, wenn man dem Wasser des Zahnkarpfens eine geringere Nikotinlösung zuführt, die man durch Wochen auf das Tier einwirken läßt. Hier zeigen sich Vergiftungserscheinungen, die schwerwiegende Veränderungen im ganzen Organismus des Tieres hervorrufen. Der Fisch wird unruhig, es finden sich allgemeine Störungen des Nervensystems ein, und schließlich treten bei länger andauernder Giftwirkung sogar Krümmungen des Skeletts ein, die als bleibend anzusprechen sind, ja, das Nikotin bewirkt sogar eine unheilvolle Schädigung der Fortpflanzungsorgane des Tieres.

Nun kann man keineswegs die Ergebnisse dieser Versuche an Fischen unbesehen auf den Menschen übertragen, aber oft genug wurden die Krankheitserscheinungen, die der Kaltblütler nach der Nikotineinwirkung zeigte, als die gleichen erkannt, die man auch beim Warmblütler, insbesondere beim Menschen beobachtet hat, der sich aus freiem Willen das tödliche Gift zuführt. Der Fisch ist hauptsächlich deswegen zu diesen Versuchszwecken benutzt worden, weil man seine Umgebung, das Wasser, besonders leicht und immer mit der genau gewünschten Dosis Nikotin vergiften kann. Die Versuchsreihe wird vom Reichsgesundheitsamt fortgesetzt und kann nicht als abgeschlossen gelten, aber schon die ersten Beobachtungen haben gezeigt, daß das Nikotin zu den Tod und Verderben bringenden Giften gehört, die wir aus Überlegung und freiem Willen von uns fernhalten müssen, um uns und unserem Volk unsere Gesundheit zu erhalten.

Goldwäscher am Isarstrand

Der letzte deutsche Goldwäscher, der Bauer Sicheneder aus Moosburg, schreitet nach Feierabend zum Strand der Isar hinab

Karl Sicheneder ist von anderer Art als die Goldwäscher oben in Alaska oder in der Fieberhitze des Sacramento-River. In diesen Gegenden der Erde mit den goldhaltigen Flüssen und Bächen mögen immer noch tolle Sachen geschehen; wir wissen aus vielen Büchern, daß die Jungs da die Hand schnell bei der Pistole haben und daß ein Menschenleben schnell ausgelöscht ist, wenn Gier und Habsucht die Digger verblendet. Also Karl Sicheneder hat nichts mit solchen Sachen zu tun. Er ist kein Abenteurer, obwohl er, wenn du dir seinen Kopf betrachtest, ausschaut, als käme er direkt herunter von Klon-



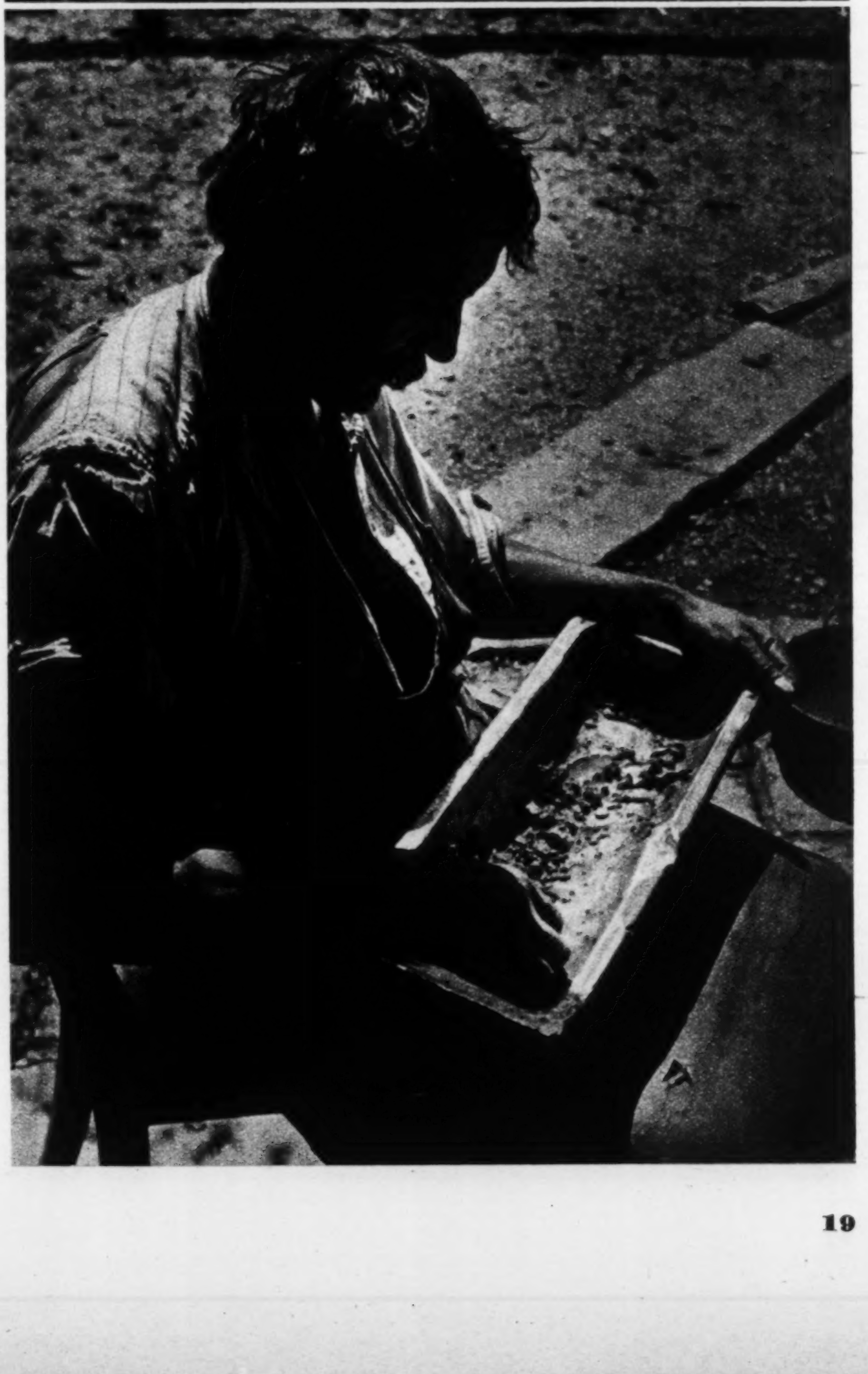
Der Moosburger prüft den Flußsand. Lohnt sich hier die Arbeit an dieser Stelle?

Der goldhaltige Flußsand wird mit Eimer und Korb geschöpft und zum Ufer getragen

dyke, wo die Goldsucher aus aller Welt von Zeit zu Zeit immer wieder einen großen „Run" veranstalten, ein Rennen, ein Stürmen nach den Goldfeldern und Bächen, wo irgendein armseliger Kerl nach jahrelangem Suchen und Waschen endlich ein paar Goldklümpchen fand und sein Glück in alle Welt hinausposaunte.

Vielleicht hat Sicheneder von ihnen gehört, als er selbst nicht älter war als wir. Vielleicht spukten in seinem Kopf abenteuerliche Geschichten, als er den Trog in die Hand nahm und zum Strand der Isar hinunterstieg. Er schaufelte den Sand in seinen Trog, er wusch den Sand mit Wasser — und siehe da: er fand winzige, ganz winzige Goldplättchen, hochfein und glänzend. Sicheneder hatte in diesem Augenblick keine große Entdeckung gemacht. Das wußte er. Und darum behielt er die Sache für sich und trug sie nicht unter die Leute. Er hatte schon etwas läuten gehört; er erinnerte sich alter Geschichten; der Großvater hatte da doch etwas erzählt vom Rheingold und vom goldhaltigen Isarstrand. Sicheneder war ein Bauer, arbeitsam und gründlich; er ließ die Sache nicht auf sich beruhen, er kaufte sich Bücher, er tat sich da und dort herum und er hörte von jenen Münzen aus früheren Zeiten, die man gefunden hatte und die ein beredtes Zeugnis abgeben vom Stand der deutschen Goldwäscherei. Auf ihnen war eingeprägt ‚ex auro Danuvii' oder ‚ex sabulis Rheni' („aus dem Sande des Rheins").

Und er las, daß Elbe, Schwarza, Saale, Oder, Inn und Rhein (besonders zwischen Basel und Mainz) goldhaltigen Sand in ihren Betten mit sich führen. Aber er wußte auch, daß in Deutschland durch Goldwäscherei noch kein Mensch reich geworden war. Wenn man am Rhein auch noch bis zum Jahre 1852 Gold wusch, so betrug doch der Ertrag einer etwa zehnstündigen Arbeit nur knapp 50 Pfennige. Besonders tüchtige Bauern kamen im Jahr vielleicht auf eine Nebeneinnahme von 6 bis 8 Mark. Auch an der Isar ging die Goldwäscherei immer mehr zurück, so daß 1784 selbst das Entgegenkommen der bayerischen Regierung, wonach für die Erlaubnis zum Goldwaschen nur 20 Kreuzer zu bezahlen waren, dafür



In einem kleinen Trog wäscht Sicheneder den Sand der Isar, genau so, wie es die Abenteurer und Goldsucher von Alaska oder sonstwo in der Welt heute noch tun

Es ist ganz selbstverständlich, daß die Jungen aus der Nachbarschaft immer wieder beim alten Sicheneder zu finden sind. Goldwaschen! — das scheint ihnen eine geheimnisvolle, abenteuerliche Sache

Den geborgenen Isarsand schleppt Sicheneder von der Fundstelle nach Hause, schüttelt den gröberen Sand ab, um dann das übriggebliebene Gemisch von feinstem Sand und winzigen Goldmengen auf höchst umständliche Art mit Hilfe von Quecksilber voneinander zu scheiden. So wäscht er sich im Laufe der Zeit ein paar ‚Fingerhüte' voll Isargold.
Keineswegs kommt er auf diese Weise zu Reichtümern, und es wird ihm wohl kaum so ergehen wie jenem Glücksvogel in Westindien, der einen Goldklumpen

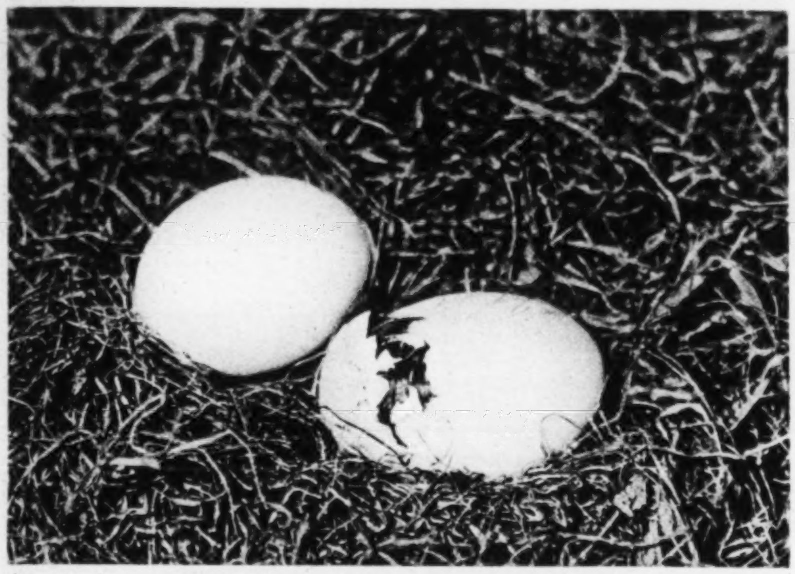
aber für den Ertrag einer Krone ungereinigten Goldes vier und ein halber Gulden winkten, keine Neubelebung der Goldwäscherei herbeiführte. Im Jahre 1879 erbrachte die Ausbeute an Isargold nur noch etwas über 100 Gramm.
Das alles wußte Bauer Karl Sicheneder. Trotzdem stieg er nach Feierabend, wenn es die Zeit eben erlaubte, zum Fluß herunter, um den Sand zu waschen. Die Goldwäscherei machte ihm Spaß, er betrieb sie sozusagen aus Liebhaberei nach der Art seiner Vorfahren mit den einfachsten Hilfsmitteln. Er ist also der letzte ‚Prospektor' — um in der Fachsprache zu bleiben —, der in Deutschland lebt.

Der Bauer aus Moosburg hat nie Geld für große Studien gehabt. Dieses Mikroskop ist seine eigene Erfindung: die Linse ist ein Wassertropfen im Loch eines Blechstreifens, aber sie genügt seinem Zweck

Der alte Bauer ist nicht nur Goldwäscher. Er besitzt eine der besten Steinsammlungen Bayerns. Hier hockt er bei seinen Schätzen

von 1350 Kilogramm fand. Sicheneder ist ein Philosoph; er weiß, daß Gold allein nicht glücklich macht. Und ist er nicht reicher als ein König? Er liebt seine Isar-Heimat, er kennt jeden Fleck dort unten, und weit im Umkreis hat wohl niemand ein größeres Wissen um die Urgeschichte des Landes als er. Das Moosburger Heimatmuseum hat manchen wertvollen Fund von Sicheneder bekommen.
Seht, da geht er hin, lang und mager, einen Kopf wie ein Abenteurer, wild und verwegen. Und guckt euch die Hände an, welche Kraft sitzt in ihnen! Nun hockt er unten am Fluß, die Sonne liegt auf den nassen Steinen, sie glitzern wie Gold. Der Alte gräbt den Sand, der letzte Prospektor wäscht das Isargold.

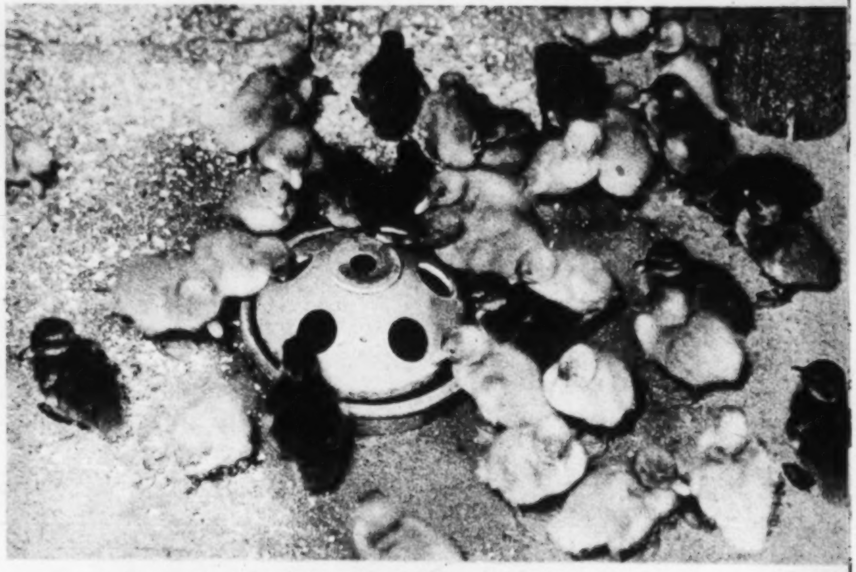
Ein Entchen kommt zur Welt



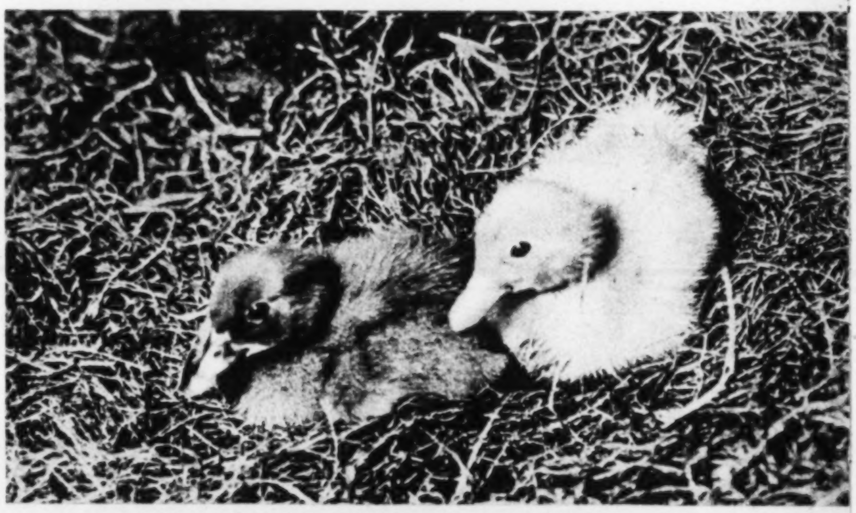
Die Entenmama sitzt 28 Tage auf ihren Eiern, bis das junge Entchen das erste Lebenszeichen von sich gibt, mit dem es seine Geburt ankündet . . .

. . und rumort recht kräftig herum, ehe sich derSpalt verbreitert und die erstaunten Augen das Licht der Welt erblicken. Noch ist es ziemlich hilflos . . .

. . . wie ein feuchter gelber Federball liegt es in der mächtigen Hand, die es behutsam aufgehoben hat. Noch ist es nicht mehr als eine Stunde alt . . .

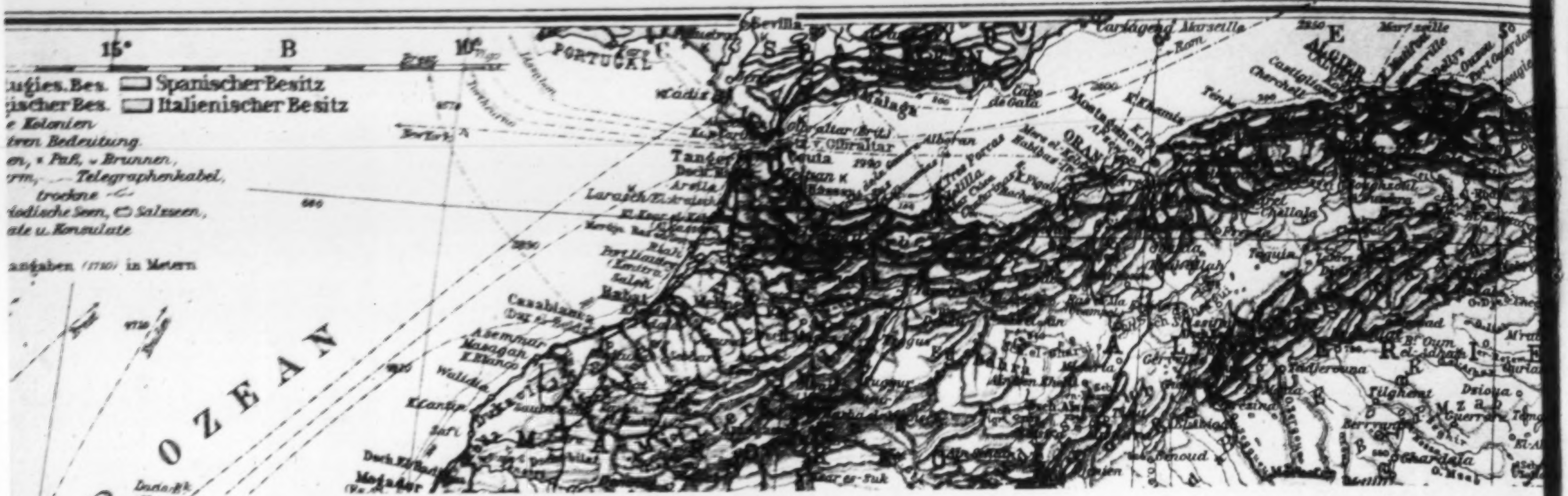


. . . aber schon erwachen die Triebe des kleinen Tieres. Nach zwei Tagen hüpft und krabbelt das Entenküken schon herum und sucht Futter . . .



. . . wobei es nicht immer mit der Eintracht abgeht, wie wir es hier im Bild bei dem kleinen blankäugigen Geschwisterpaar beobachten können . . .

. . . das gar nicht vorsichtig oder zaghaft sich hier seinen ersten Schwimmversuchen hingibt, um im Wasser sein eigentliches Element zu entdecken

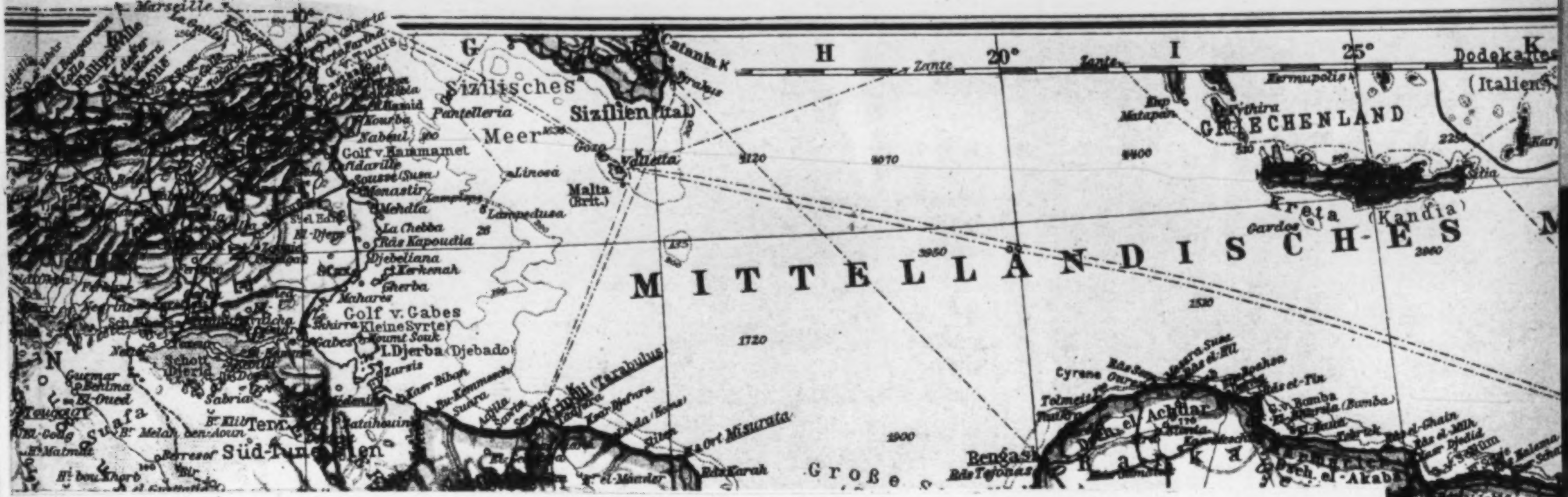


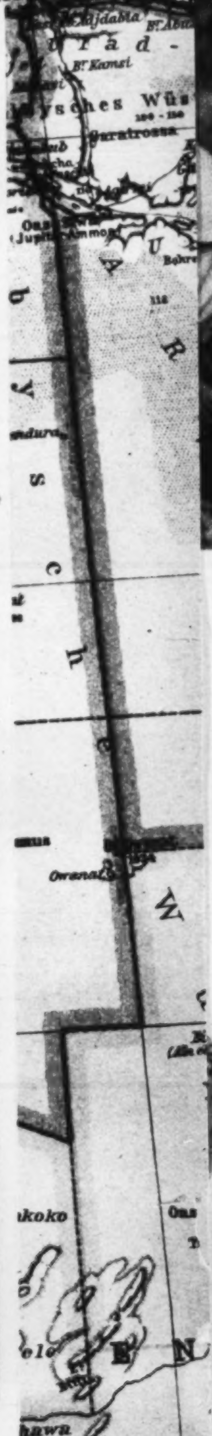
AFRIKA –

Der dunkle Erdteil verliert seine Romantik

Kamel auf der Autorennbahn. Wie eine Vision aus grauer Vorzeit wogt das Schiff der Wüste über die spiegelblanke Rennbahn von Tripolis. An gleicher Stelle jagen in jedem Frühjahr die vielpferdigen Rennwagen europäischer Meisterfahrer vorbei

Der dunkle Erdteil scheint alle Romantik verloren zu haben. Am Rande der Sahara hausen keine räuberischen Beduinen mehr, nur zuweilen erlebt das wilde, unerschlossene Afrika seine Auferstehung in einem prächtigen Karl-May-Film. In Wirklichkeit geht es wenig abenteuerlich zu. Die gleichen Wüstensöhne, die nach dem Drehbuch des Filmregisseurs einen wilden Überfall inszenieren, führen für gewöhnlich ein ordentliches Leben als Ackerbauer, Fremdenführer oder Kraftdroschkenfahrer. Die wilden Tage sind vorbei, und die wenigen aufsässigen Tuaregs bekommt kein Globetrotter zu Gesicht. Weite Teile Nordafrikas sind heute schon dem Fremdenverkehr erschlossen. In den Reisebüros bekommt man Fahrkarten für bequeme Sahara-Rundfahrten. Eilige Globetrotter können über Wochenende nach Afrika fliegen. Aber viele Reisende, die zum erstenmal mit romantischen Erwartungen nach Nordafrika kommen, sind bitter enttäuscht. Die großen Städte an der Küste muten ganz europäisch an. Da ist zum Beispiel Tunis. Ein kleines Marseille am





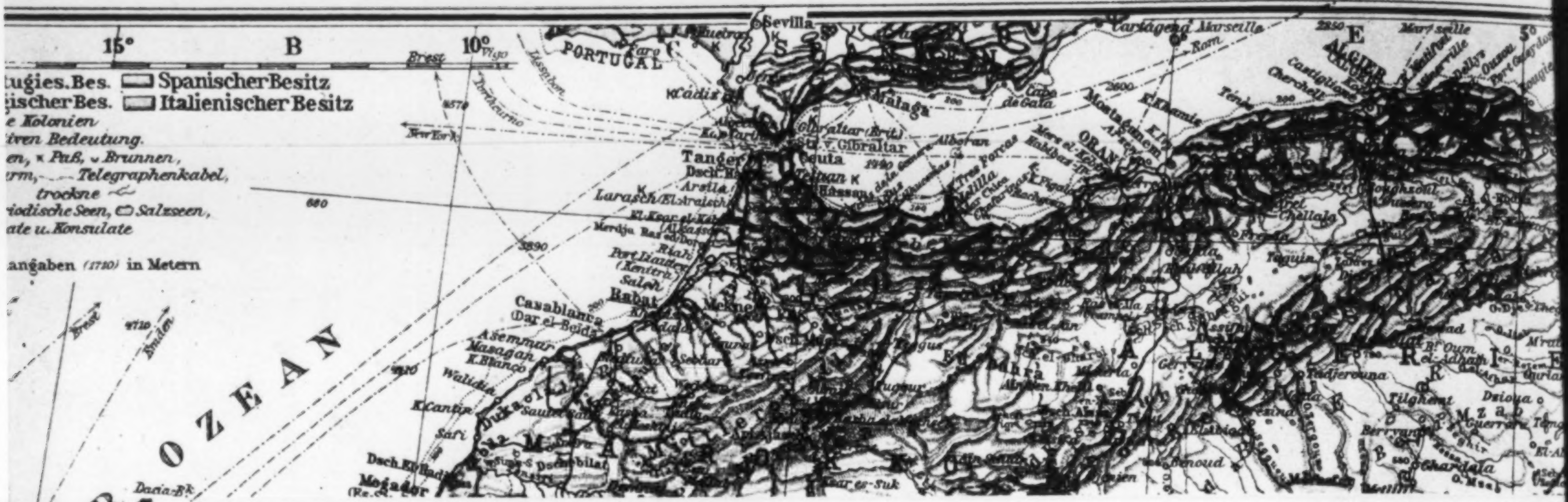
– ganz europäisch

Wüstenrand mit modernen Geschäftshäusern, Straßenbahnen und einer langweiligen Hafeneinfahrt.

Das erste, was man hier von Afrika zu sehen bekommt, ist ein großer Kohlenplatz. Davor liegen meistens einige rostbeklebte Dampfer, und rabenschwarze Gestalten winken den Fahrgästen über die Reeling zu. Aber es sind keine Neger, sondern nur berußte Kohlentrimmer. Dann gleitet das Schiff in einen schmalen Kanal, und allmählich schälen sich die Umrisse einiger Wolkenkratzer aus dem Kohlendunst heraus. Dahinter kann man den Orient nur ahnen. Nirgends ist eine Palme zu sehen, dafür werden die Ufer von Telegraphenstangen umsäumt, und alle Minuten poltern elektrische Züge vorbei. Nein, es sieht gar nicht afrikanisch aus.

Auch Casablanca, die große Hafenstadt in Französisch-Marokko, bietet mit ihren qualmenden Fabrikschloten keinen exotischen Anblick. Ängstlich wurde das Araberviertel vom europäischen Stadtteil getrennt. Eine riesenhafte Bretterwand, die ganz mit bunten Reklame-

[illegible] ganz unrom[illegible]

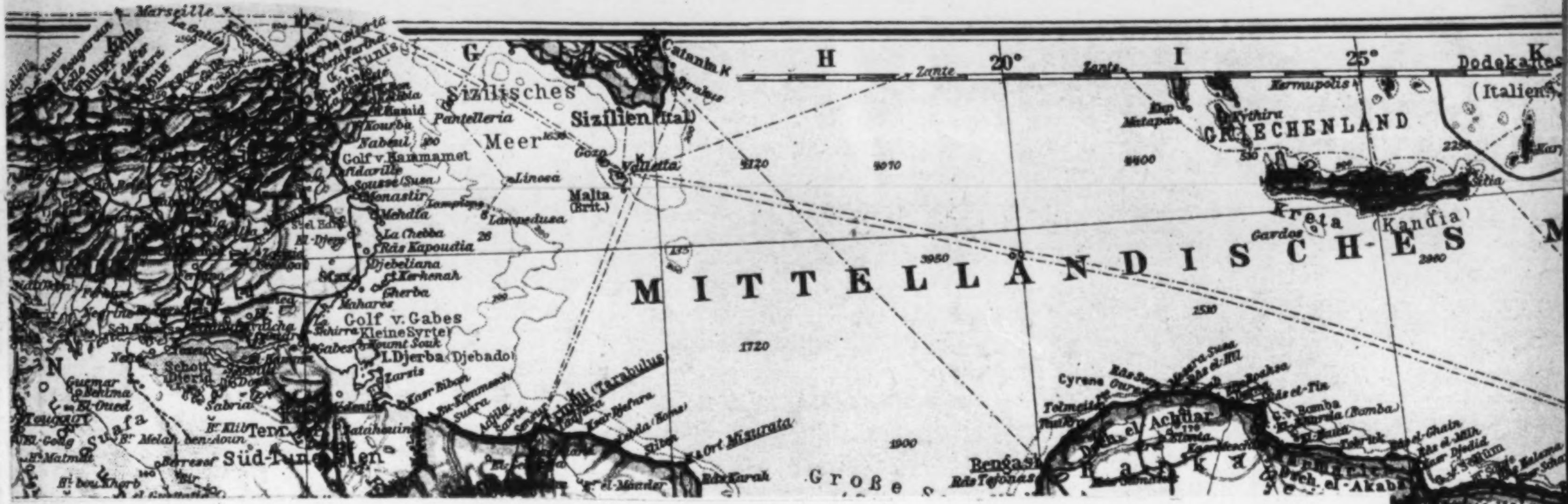


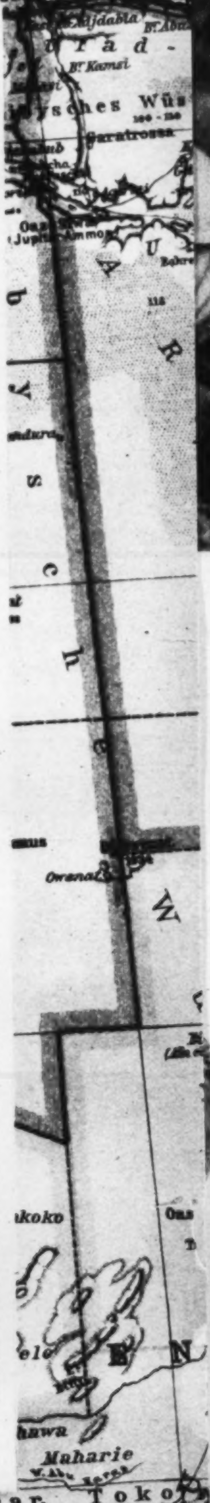
Kamel auf der Autorennbahn. Wie eine Vision aus grauer Vorzeit wogt das Schiff der Wüste über die spiegelblanke Rennbahn von Tripolis. An gleicher Stelle jagen in jedem Frühjahr die vielpferdigen Rennwagen europäischer Meisterfahrer vorbei

AFRIKA–

Der dunkle Erdteil verliert seine Romantik

Der dunkle Erdteil scheint alle Romantik verloren zu haben. Am Rande der Sahara hausen keine räuberischen Beduinen mehr, nur zuweilen erlebt das wilde, unerschlossene Afrika seine Auferstehung in einem prächtigen Karl-May-Film. In Wirklichkeit geht es wenig abenteuerlich zu. Die gleichen Wüstensöhne, die nach dem Drehbuch des Filmregisseurs einen wilden Überfall inszenieren, führen für gewöhnlich ein ordentliches Leben als Ackerbauer, Fremdenführer oder Kraftdroschkenfahrer. Die wilden Tage sind vorbei, und die wenigen aufsässigen Tuaregs bekommt kein Globetrotter zu Gesicht. Weite Teile Nordafrikas sind heute schon dem Fremdenverkehr erschlossen. In den Reisebüros bekommt man Fahrkarten für bequeme Sahara-Rundfahrten. Eilige Globetrotter können über Wochenende nach Afrika fliegen. Aber viele Reisende, die zum erstenmal mit romantischen Erwartungen nach Nordafrika kommen, sind bitter enttäuscht. Die großen Städte an der Küste muten ganz europäisch an. Da ist zum Beispiel Tunis. Ein kleines Marseille am





— ganz europäisch

Wüstenrand mit modernen Geschäftshäusern, Straßenbahnen und einer langweiligen Hafeneinfahrt.

Das erste, was man hier von Afrika zu sehen bekommt, ist ein großer Kohlenplatz. Davor liegen meistens einige rostbeklebte Dampfer, und rabenschwarze Gestalten winken den Fahrgästen über die Reeling zu. Aber es sind keine Neger, sondern nur berußte Kohlentrimmer. Dann gleitet das Schiff in einen schmalen Kanal, und allmählich schälen sich die Umrisse einiger Wolkenkratzer aus dem Kohlendunst heraus. Dahinter kann man den Orient nur ahnen. Nirgends ist eine Palme zu sehen, dafür werden die Ufer von Telegraphenstangen umsäumt, und alle Minuten poltern elektrische Züge vorbei. Nein, es sieht gar nicht afrikanisch aus.

Auch Casablanca, die große Hafenstadt in Französisch-Marokko, bietet mit ihren qualmenden Fabrikschloten keinen exotischen Anblick. Ängstlich wurde das Araberviertel vom europäischen Stadtteil getrennt. Eine riesenhafte Bretterwand, die ganz mit bunten Reklame-

[illegible] ganz unrom[illegible] [illegible]denzell[illegible] [illegible] blanca, die jü[illegible] [illegible] könnte eben[illegible] gut [illegible] [illegible] mode[illegible]

Radfahrende Muselmänner gehören zu den alltäglichen Erscheinungen im Straßenbild afrikanischer Städte

Auf der Seepromenade von Tripolis zeigt sich in romantischen Gewändern die berittene „Wüstenpolizei"

Zwei verschiedene Welten. Der Hafen von Casablanca gehört zu den modernsten Umschlagsplätzen der Welt. In dieser neuzeitlichen Umgebung muten die vermummten Wüstenbewohner sonderbar an

bildern bedeckt ist, verbirgt die schmutzige Ansiedlung der Juden vor den Blicken der Europäer, die in den gegenüberliegenden Hotelpalästen ihren Mokka trinken.

Von allen Städten an der Küste Nordafrikas machen nur **Tripolis** und **Tanger** eine rühmliche Ausnahme. Uralte Tradition und Wüstenromantik leben hier neben modernen Geschäftsvierteln fort. Zwischen den verschwiegenen Gäßchen und schlanken Minaretten der Moscheen wohnen in der Mehrzahl noch strenggläubige Mohammedaner, die ihre wallenden Burnusse und Schleier keineswegs für die Photoapparate reicher Globetrotter zur Schau tragen.

Den ganzen Tag wogt ein buntes Völkergemisch von Arabern, Mauren, Berbern und Juden durch die landesüblichen „Suks", die Basarviertel. In den arabischen Kaffeehäusern hocken die Orientalen oft den ganzen Tag vor einem Fingerhut voll Mokka oder saugen an der langen, brodelnden Wasserpfeife. Wie einst werden hier Neuigkeiten ausgetauscht. Nur ist man inzwischen moderner geworden. Die monotone arabische Musik schallt aus dem Lautsprecher. „— — Radio Kairo! Wir senden jetzt die neuesten Tagesnachrichten in arabischer Sprache!" Gelassen hören die vermummten Wüstensöhne zu. Das kennt man schon. Afrika spricht.

Abends sind die Eingeborenenviertel ausgestorben, alle Fensterläden verrammelt. Dann locken die europäischen Stadtteile. Große Tonfilmkinos, Revuetheater und andere Vergnügungsstätten könnten sich in jeder Weltstadt behaupten. Dagegen trifft man in den großen Kaffees, wo allabendlich arabische Tänze gezeigt werden, in der Mehrzahl Europäer an.

Unaufhaltsam schreitet die Entwicklung vor. Auch heute breitet der gläubige Moslem mehrmals am Tage seinen Gebetsteppich aus und verneigt sich nach Mekka. Wenig später sitzt er vielleicht am Steuer eines Autos. Das Fahrrad hat schon viele Oasen erobert. Zuweilen begegnet man Araberinnen, die zum nächsten Handelsplatz radeln. Ein seltsames Bild. Die eine Hand bemüht sich, das Gesicht zu verschleiern, die andere bedient den Klingelknopf.

Allmählich heißt es Abschied nehmen vom dunklen Erdteil. Schon haben ratternde Lastkraftwagen sein Inneres berührt. Die Technik dringt weiter vor. Kamele werden unmodern. Es ist kein Platz mehr für Romantik. Man wird sie bald nur noch im Kino bewundern können.

An den Kaffeehäusern der Europäer huschen fremdartige Wesen vorbei, verhüllt bis auf die glutvollen Augen

Wüstenfahrer von heute. Die Bewohner der Sahara benutzen zur Reise an die Küste gern Lastkraftwagen und Eisenbahn

Tonfilmkino für Wüstensöhne. Auch die Muselmänner werden anspruchsvoll. Während sie früher den Märchenerzählern lauschten, vergnügen sie sich jetzt im Kino

So lernst du Wasserspringen!

1. So lernst du das richtige Eintauchen und verlierst die Angst vor dem Kopfsprung! Stelle dich aufrecht an das Brettende, Kopf zwischen den Armen. Nun beuge dich vorwärts, bis du vornüberfällst, ins Wasser, aber glatt und spritzerlos ...

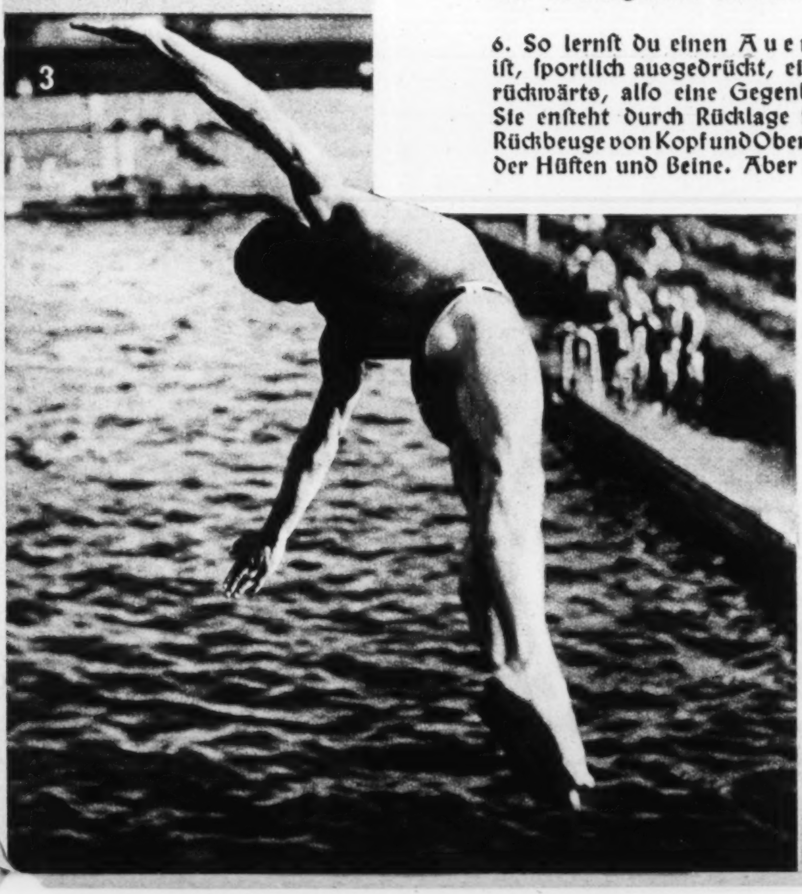
2. So lernst du das richtige Springen mit Hilfe der Federkraft des Brettes! Auf dem Brettende mußt du erst wippen, dann hüpfen und schwingen, bis du es gut kannst, wie die Springerin hier auf dem Bilde. Mit Hüpfen beginnt die Mathematik des Springens, auch jede Übungsstunde

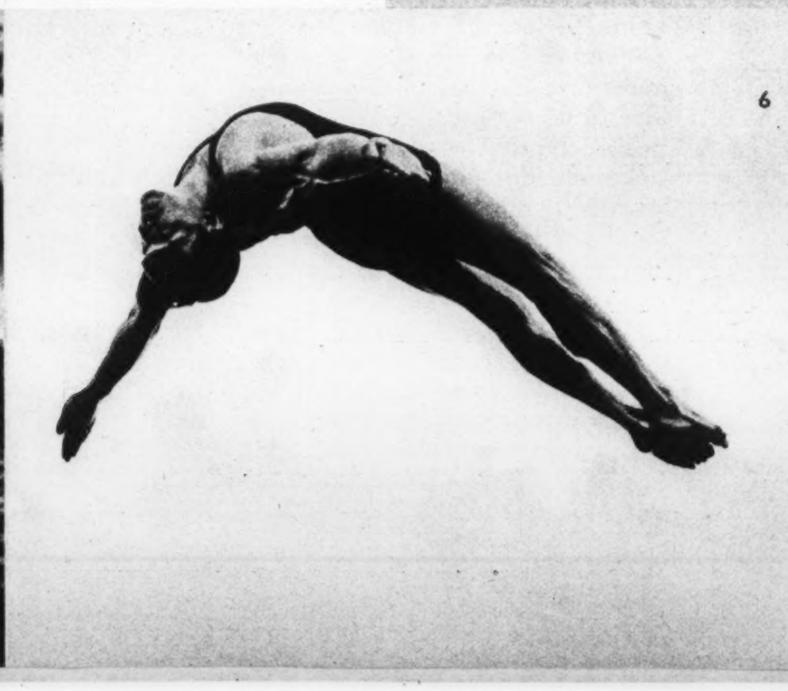
3. So lernst du die Schrauben-Sprünge! Aus dem Kopfsprung entwickelt sich die Längsdrehung, die Schraubung des Körpers: du drehst den Kopf nach einer Seite, drehst den entsprechenden Arm rückwärts, dann entsteht die Schraubung von selbst. Halte aber die Hüfte fest, sonst „trudelst" du!

4. Das nennt man Hechten! Es ist eine kräftige Hüftbeugung mit Nachhilfe der Hände. Hechten ist eine besondere Ausführungsform vieler Sprünge. Man kann Kopfsprünge gehechtet machen und auch ebenso Fußsprünge, Salto und Auerbachsprünge

5. So sieht ein gehockter Sprung aus! Ebenso wie das Hechten ist es eine besondere Ausführungsform bei vielen Sprüngen. Die Hocke entsteht durch Anbeugen der Knie an die Brust und nachfolgendes Strecken der Beine und Arme

6. So lernst du einen Auerbachsprung! Es ist, sportlich ausgedrückt, eine Bewegung vorlings rückwärts, also eine Gegenbewegung in der Luft. Sie entsteht durch Rücklage schon beim Absprung, Rückbeuge von Kopf und Oberkörper und Vordrücken der Hüften und Beine. Aber Mut gehört schon dazu





Mathematik zwischen Himmel und Wasser

Kleiner Wegweiser in die Kunst des Wasserspringens

Habt keine Angst, daß ich mit dem ollen „Pythagoras" hier anrücke. Ihr braucht auch weder Feder noch Papier, um unsere Mathematikaufgaben nachzurechnen — im Gegenteil: hinaus mit euch ins Schwimmbad, Badehose angezogen und aufs Sprungbrett geklettert! Dort sollt und könnt ihr unsere Mathematik nachrechnen, nachprüfen und selber Aufgaben lösen.

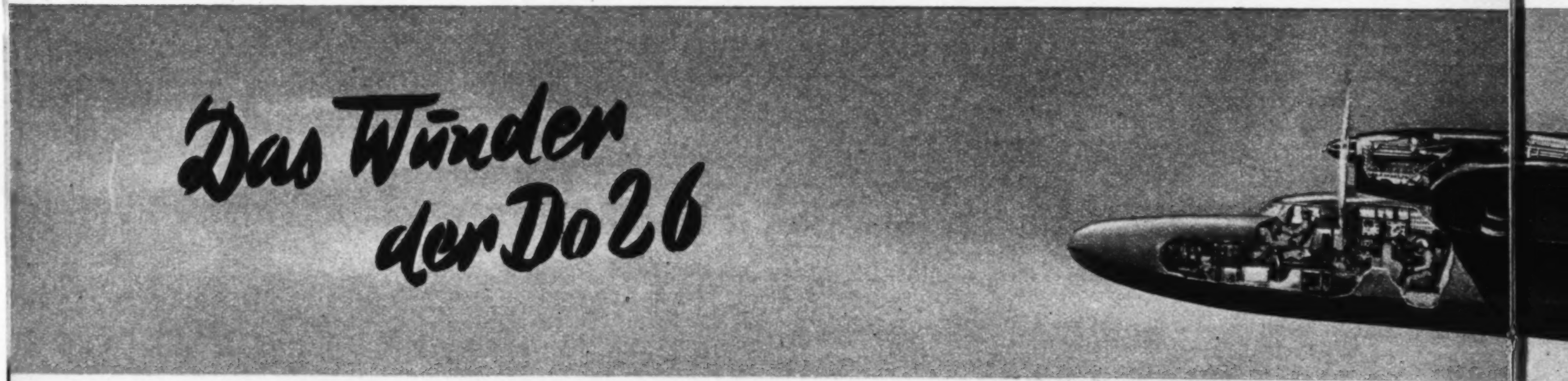
Es hat sich nämlich noch nicht herumgesprochen, daß die schöne Kunst des Wasserspringens, der edle Sport des Kunstspringens vom federnden Brett oder turmhoher Plattform, Mathematik und angewandte Mechanik ist. Von der Artillerie weiß es allmählich jeder Pimpf, daß ihre Grundlage in der Mathematik ruht, in jenem Zweig, den man „Ballistik" nennt. Beim Wasserspringen aber meinen viele, es wären übermenschliche Kräfte oder geheime Motoren in den „fliegenden Menschen" verborgen, und darum fürchten sie sich vor dem Springen vom Federbrett. Ist es nicht der allgemeine Anblick, daß in diesen Sommertagen die Schwimmbäder gesteckt voll von fröhlichen Schwimmern sind, daß aber die Sprungbretter leer und gemieden dastehen — bis zum Abend, wo mit den Schwimmvereinen ein paar Heldenjünglinge (wie die Zuschauer meinen) erscheinen, die aus dem geheimnisvollen Brett die herrlichsten Kurven und Figuren herauslocken. Das ist fast wie auf der Varieté-Bühne: ganz nach Belieben springen die Brettkünstler fußwärts oder kopfwärts ins Wasser, drehen sich einmal und mehrmals, verschrauben sich, beugen sich, hocken sich zusammen und tauchen dann immer noch aalglatt, spritzerlos und elegant ins Wasser... Ja, wenn man das so lernen könnte — aber wenn man sogar Mathematik dafür studieren muß, dann wird es wohl für einen gewöhnlichen Sterblichen unmöglich sein...

Nein, dreimal nein! Die Mathematik hilft uns ja gerade, die Künste des Wasserspringens zu begreifen und ganz leicht zu erlernen. Denn die ganze Kunst beim Wasserspringen ist die: den Körper richtig in die Flugkurve hineinzubringen, mathematisch gesprochen, den Schwerpunkt des Körpers so zu bewegen, daß er von der „ballistischen Wurfparabel" nicht abweicht. Das muß man sich mal überlegen und erproben — dann kann man kunstspringen, und die Sache ist ein Kinderspiel!

Also, nun mal bitte mitdenken! Mathematisch-mechanisch gesprochen ist der menschliche Körper ein zusammengesetztes Massensystem, weil nämlich die einzelnen Gliedmaßen zugleich Gliedmassen sind, die durch die Muskeln und Gelenke verschiedenartig gegeneinander bewegt werden können. Wenn ein Mensch sich zusammenkauert, Arme und Beine dicht an den Leib zieht und Kopf und Oberkörper herunterbeugt, so wird dieser einheitlich „zusammengekugelte" Körper sich ganz anders bewegen, als wenn wir ganz gestreckt wie ein Balken durch die Luft fliegen oder uns gar ganz gelockert mit herumschlenkernden Gliedmaßen einer Bewegung überlassen.

Der Mathematiker sucht bei allen Massen einen bestimmten Punkt, in dem alle Kräfte ansetzen, und den er deswegen den Schwerpunkt nennt. Solchen Schwerpunkt hat jede feste Masse, aber auch zusammengesetzte Massensysteme, wie unser Körper eines ist, haben einen gemeinsamen Schwerpunkt. Dieser Schwerpunkt liegt aber nur dann fest, wenn der Mensch selber festgelegt ist, wenn man ihn beispielsweise völlig erstarren lassen könnte. Dann liegt er etwa eine Handbreit unterhalb des Nabels, im Becken. Da aber der Mensch normalerweise nicht steif und starr ist, sondern seine Gliedmaßen (mit ihren Schwerpunkten) bewegt, so ändert sich auch der gemeinsame Schwerpunkt ständig. Es ist aber ein großer Unterschied, ob eine Kraft den Schwerpunkt trifft oder daran vorbeigeht. Das Parallelogramm der Kräfte spielt dann eine Rolle. Die Bewegungen werden anders als die Richtung der ansetzenden Kraft...

Und nun verstehen wir schon, warum die Springer so verschiedenartige Haltungen und Bewegungen in der Luft einnehmen: sie erzielen dadurch die verschiedenartigen Flugbahnen und Figuren, die wir so sehr bewundern. Der Antrieb für alle Sprünge aber ist immer das Sprungbrett und seine Federkraft. Durch die Federung des Brettes wird der Springer in die Luft geworfen, und zwar kräftig, wenn er mit Anlauf und Aufsprung das Brett tief herunterdrückt, und mäßiger, wenn er aus dem Stand nur mit leichtem Körperschwung abspringt. Diese Sprungkraft formt der Springer durch seine Bewegungen zu all den vielen Figuren um, und zwar nach mathematischen Gesetzen. Wenn nämlich der Wurf



Das Wunder der Do 26

Stürme über dem Nordatlantik sind keine Seltenheit, sie werden von Seeleuten wie Fliegern gleichermaßen gefürchtet. Die Strecke Lissabon — Neuyork ist als ausgesprochene Schlechtwetterlinie bekannt. Ein Flugzeug, das die rund 5600 Kilometer über den Atlantik ohne Zwischenwasserung fliegen will, muß schnell, sicher und von großer Reichweite sein. Das Flugboot Dornier Do 26, katapultfähig und mit einziehbaren Schwimmern versehen, ist mit seinem größten Flugbereich von 9000 Kilometern und einer Reisegeschwindigkeit von 310 Stundenkilometern speziell für den Nordatlantik-Luftverkehr der Lufthansa entwickelt und erfüllt die für diese Aufgaben hochgestellten Forderungen.

Wir leben im Zeitalter der Technik und haben verlernt, vor großen Ingenieurleistungen die Augen aufzusperren wie die Kinder, wir staunen nicht mehr, wir — nehmen zur Kenntnis. Und trotzdem würden wir aus allen Wolken fallen, wenn wir einmal die Leistungen eines solchen Großflugzeuges mit unseren menschlichen Kräften und äußersten Leistungen vergleichen. Das Transozean-Flugboot Do 26 entwickelt eine Höchstgeschwindigkeit von 335 Kilometerstunden. Die Höchstgeschwindigkeit, die ein Mensch bisher ohne technische Hilfsmittel erreicht hat, und zwar der Neger Jesse Owens bei seinem 100-Meter-Weltrekordlauf, beträgt 34,9 Kilometerstunden. Die Höchstgeschwindigkeit der Do 26 beträgt also rund das Zehnfache. Wenn nun aber das Transozean-Flugboot mit 335 Stundenkilometern durch die Wolken braust, hat es einen ärodynamischen Widerstand von

des Brettes den Körper genau im Schwerpunkt trifft, so wird der Mensch schräg aufwärts emporfliegen und nach Erschöpfen der Wurfkraft in runder Kurve abwärts ins Wasser gelangen. An der Körperhaltung ändert sich nichts: wir haben die sogenannten Fußsprünge vor uns.

Fußsprünge sind aber, wie jeder weiß, der sie versuchte, schwer zu „halten". Der Grund ist einfach mechanisch der, daß der Oberkörper des Menschen schwerer ist als die Beine zusammen. Der Kopf wird also der Bewegung der Beine vorauseilen, der Mensch wird erst waagerecht in der Luft liegen, dann mit dem Kopf nach abwärts, so daß ein Eintauchen kopfwärts erfolgt, ein K o p f s p r u n g, wie man sagt. Kopfsprünge sind also leichter als Fußsprünge, wobei allerdings vorausgesetzt werden muß, daß man den Mut hat, sich der natürlichen Bewegungsbahn anzuvertrauen.

Darauf, auf dieses Vertrauen, auf den kleinen Schuß Mut, kommt es überhaupt am meisten an! Ihr werdet schon einsehen, daß die Bewegungsbahnen nach Naturgesetzen unverändert ablaufen und mit 100 % Sicherheit zum richtigen Eintauchen führen, wenn — — wenn der Springer sich diesen Gesetzen eben überläßt. Wenn aber beispielsweise ein Springer zum Kopfsprung ansetzt, das heißt, aufrecht aufs Brett springt und sich mit allen Muskeln gestreckt hält, dann muß dieser Sprung gelingen. Wenn er aber auf der Höhe der Flugkurve plötzlich den Mut verliert, seine Haltung ändert, sich aus Angst etwa zusammenkugelt — — dann kommt die Strafe ebenfalls mit der Unerbittlichkeit eines Naturgesetzes. Wenn große Massen des Körpers aus der Schwerpunktsbahn herausgebracht werden, so muß sich das ganze „System" in Drehung versetzen. Wir sehen dann den kleinen Angsthasen steiler und steiler sich bewegen, bis er ... pardautz ... auf dem Rücken landet, peinlich selbst für uns, die wir zuschauen.

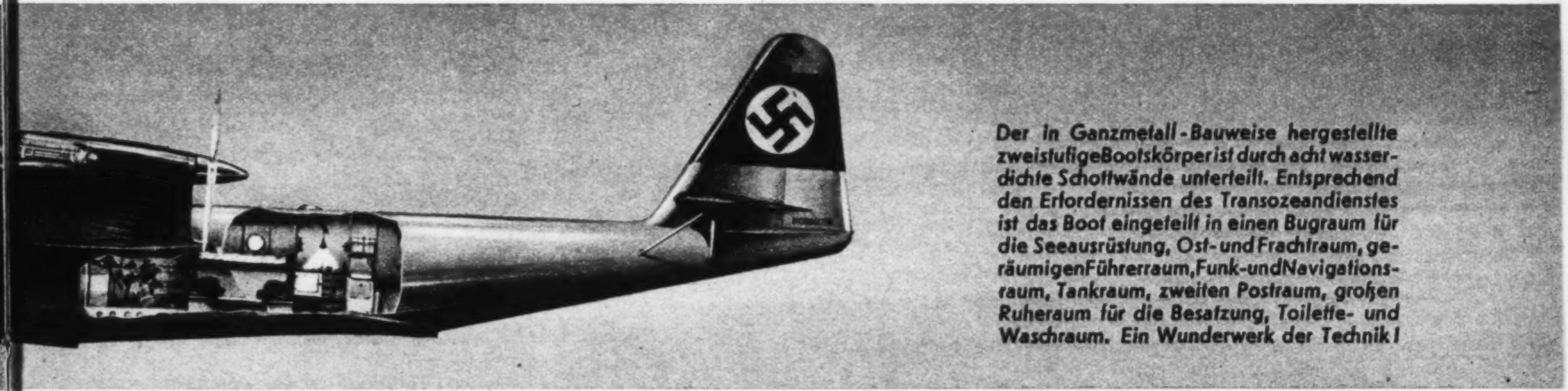
Anders ist es, wenn wir diese Drehung von Anfang an beabsichtigen. Dann werden wir gleich nach dem Absprung diese Verlagerung der Massen außerhalb der Schwerpunktsbahn vornehmen, so daß die Drehung gleich nach dem Abfliegen beginnt und beim Absteigen der Kurve die Füße schon wieder nach unten zeigen. Wenn wir vom 3-Meter-Brett abspringen, wo die Flugzeit naturgemäß länger dauert, so können wir ohne Gefahr auch 1½mal herumtrudeln, und zwar so bombensicher, daß wir mit dem Kopf zuerst ins Wasser eintauchen. Andererseits: wenn wir beim Aufsteigen nach dem Abwurf des Brettes den Kopf und auch die Arme und Schultern seitwärts aus der Flugbahn herausdrehen, so wird eine Verschraubung des Körpers während des Fluges die Folge sein. Solche Sprünge (mit Drehung um die Längsachse) nennt man auch S c h r a u b e n.

Das Allermerkwürdigste für den Zuschauer aber sind jene Wassersprünge, bei denen der Springer sich rückwärts gegen die Bewegungsrichtung (also meist auf das Brett zu) bewegt. Nach ihrer Entstehung zu Beginn des vorigen Jahrhunderts in der Auerbachschen Badeanstalt zu Berlin nennt man sie A u e r b a c h - S p r ü n g e und unterscheidet zwei große Gruppen: die Auerbach-Kopfsprünge, die mit gestrecktem Körper ausgeführt werden und die Auerbach-Salti, bei denen eine Drehung in die Sprungkurve gelegt wird. — Wir als „Mathematiker" des Kunstspringens können uns wohl schon überlegen, wie solch ein Sprung zustande kommt: man muß die Masse des Körpers hinter die Bahn des Schwerpunktes bringen, so daß eine umgekehrte Drehung wie beim Salto und Kopfsprung vorwärts zustande kommt. Nach dem Absprung müssen Brust, Bauch und Beine langsam dem Kopf voraneilen, damit der Springer im toten Punkt auf der Höhe der Sprungkurve den Kopf schon tiefer als den übrigen Körper hat und nun entweder einen einfachen Kopfsprung oder (mit zusammengekugeltem Körper) einen Salto anschließen kann. Diese ungewöhnliche Drehbewegung ist natürlich nicht ganz leicht, dafür aber werden solche Auerbachsprünge auch mit den höchsten Punktzahlen bewertet, wenn sie beim Wettspringen gezeigt werden.

Nun ist noch eine letzte Gruppe von Sprüngen mathematisch zu zergliedern: die Hecht- und Hocksprünge. Sie sind eigentlich keine besonderen Sprünge, sondern Ausführungsformen, die zu jedem Sprung passen. Gehechtet ist ein Sprung, bei dem der Körper in der Hüfte geknickt wird, so daß die Hände die Fußspitzen der gestreckten Beine berühren. Beim Hocken werden die Knie hoch gegen die Brust gezogen, so daß der Körper sich zusammenkauert. Der Mathematiker sagt uns, daß bei einem bewegten gegliederten System Bewegungen um die Schwerpunktbahn keinen Einfluß auf die Flugbahn haben; das bestätigt uns auch jeder Kunstspringer, der erfahren hat, daß man bei einem gut angesetzten Sprung mit den Gliedern zappeln kann, wie man will, wenn nur die Haltung des Rumpfes und auch des Kopfes unverändert bleibt. Ob man also die Beine gestreckt anbeugt (hechtet) oder gebeugt anzieht (hockt), das spielt keine Rolle, und das lernt man schnell. Die einzige Sorge ist nur die Körperhaltung. Wer beim Kopfhechtsprung den Kopf mitbeugt, der erlebt allerdings peinliche Sekunden, weil die Drehung sofort einsetzt und ein „toter Frosch" die unausbleibliche Folge ist.

*

Unsere sportliche Mathematik-Stunde ist zu Ende. Ich zeigte euch vorangehend eine kleine praktische Übungstabelle, deren Sinn ihr als geschulte Mathematiker des Wasserspringens leicht begreifen werdet. Sie soll euch ein Wegweiser sein, dem ihr euch anvertrauen könnt. Sie soll helfen, daß unsere Sprungbretter sich beleben und aus unserer Gemeinschaft recht viele Kunstspringer erstehen ...



Der in Ganzmetall-Bauweise hergestellte zweistufige Bootskörper ist durch acht wasserdichte Schottwände unterteilt. Entsprechend den Erfordernissen des Transozeandienstes ist das Boot eingeteilt in einen Bugraum für die Seeausrüstung, Ost- und Frachtraum, geräumigen Führerraum, Funk- und Navigationsraum, Tankraum, zweiten Postraum, großen Ruheraum für die Besatzung, Toilette- und Waschraum. Ein Wunderwerk der Technik!

rund 1500 Kilo zu überwinden. Wollte man sich vorstellen, daß Owens mit derselben Geschwindigkeit laufen könnte, so würde er dabei einen Widerstand von etwa 560 Kilo zu überwinden haben und müßte dazu etwa 690 PS aufwenden! Interessant ist dabei, daß ein Schnelläufer, der die gleichen ärodynamischen Gütekennzeichen wie die Do 26 aufweisen wollte — wie die Natur sie in der Schwalbe oder Möve verwirklicht hat — nur etwa **ein Drittel so breit sein dürfte**, wie die Natur ihn geschaffen hat!

Vor Jahren gab es einmal ein Wettrennen auf den Eiffelturm. Dem Sieger gelang es dabei, die Treppen bis zu der in 300 Meter Höhe liegenden Plattform in 240 Sekunden hinaufzurennen. Der ungefähr 70 Kilogramm schwere Mann leistete hierbei also mehr als vier Minuten lang rund 1 PS. Eine solche Leistung ist aber nur kurze Zeit mit höchster Anstrengung zu erzielen. Die normale körperliche Dauerleistung eines Menschen dürfte etwa bei 0,3 PS liegen. Nun leisten die vier Junkers-Jumo-Motoren unseres Transozeanflugbootes 2400 PS. Wollte man sich ein menschenähnliches Wesen vorstellen mit der Leistung von 2400 PS, so ergäbe das einen Riesen von 23,5 Meter Größe und einem Gewicht von 190 bis 200 Tonnen!

Das Transozean-Flugboot Do 26 besitzt eine Fülle erstmalig verwirklichter Konstruktionsgedanken und ist mit seinem großen Flugbereich und seiner hohen Reisegeschwindigkeit das Ergebnis einer 25jährigen Pionierarbeit im Flugbootbau, eine Großtat deutschen Geistes und deutscher Arbeit.

LAGER *Greibensee*

EIN BERICHT IN WORT UND BILD AUS SCHÖNSTEN FERIENTAGEN

Fische standen grau und silbergestreift im besonnten Wasser wie treibende Stücke Holz, Ameisen kümmerten sich nicht um Hitze und Schwüle, sie hatten etwas vor und schleppten fieberhaft Holzbalken von riesiger Länge, Bienen suchten summend die Eingänge von Blütenkelchen, Libellen hielten propellerschlagend in der Luft. Welch eine Fülle von Tieren, welcher Duft aus dem Grasgewirr!

Die Jungen waren in diese Welt der Tiere und der Gräser gekommen. Sie saßen nun nicht mehr auf hölzernen Stühlen, sondern auf der Erde, in ausgehobenen Gräben, die sich zu Kreisen, den „Eßringen" zusammenschlossen. Sie wuschen sich nicht mehr unter vernickelten Wasserhähnen, sondern im Wasser des Sees; sie atmeten nicht Stubenluft, sondern die freie Luft über Wald und See; sie zwängten sich nicht mehr in bürgerliches Zivil, sondern krempelten sich die Ärmel auf, hatten bloße Hälse und liefen barfuß, daß der Ufersand sich warm durch die Zehen drückte. Ja, die Tiere waren ihre Gesellschafter, wenn sie auf dem Boden lagen, ganz nahe der Natur, der sie ihrem ganzen Wesen und ihrer Jugend nach gehörten. Frei waren sie, gänzlich entwöhnt des Steins der Städte und brüderlich verbunden dem Wasser, so daß sie ihre Tage halb amphibisch verbrachten.

Welch eine Fülle von Gesichtern. Viele waren schon zum zweiten oder dritten Male im Lager, alte, erfahrene Zelthasen, die wußten, was man anstellen kann. Dann waren einige „Neue" unter ihnen, die zögernd nur den Sinn der Freiheit begriffen.

*

Fritz, der Sohn eines Rechtsanwalts, gewöhnt nur an Staub und Straße, war auch zum erstenmal im Lager. In der Freizeit ergab er sich dem Angeln. In vierzehn Tagen Lagerzeit hatte er eine Konservenbüchse gefischt und war dreimal ins Wasser gefallen. Fische hatte er keine gefangen. Trotzdem behauptete er, daß es wahnsinnig spannend gewesen sei.

*

Horst, ein anderer, hatte sich in seinen Tornister Schulbücher eingepackt. Er wollte in der Freizeit lernen, denn er war sehr ehrgeizig. Als die anderen es merkten, fürchtete sich Horst vor ihrem Spott, aber der Fähnleinführer kam und sagte, daß er selbst Horst tagtäglich einen Absatz abhören wolle. Er hat es ernst gemeint, so daß Horst selbst seinen

Übereifer verdammte und sich freiwillig entschloß, die Freizeit lieber seinen Kameraden zu widmen.

*

Ein Jungzugführer namens Merten, der schon im Büro arbeitete, freute sich auf das Sommerlager, weil er glaubte, mit den Nerven herunter zu sein. Er wollte faulenzen, um sich auszuruhen. Er stellte aber fest, daß man sich nicht beim Nichtstun ausruhen kann. Er saß vor dem Zelt und war geradezu unruhig, wenn er nichts unternehmen konnte. Er schmiedete Pläne, war in ihrer Ausführung ungeduldig und unermüdlich. Er marschierte und sang, wurde braun und war am Ende des Lagers, das ihm einen arbeitsreichen Tag nach dem andern gebracht hatte, frischer und gesünder als je zuvor.

*

Karl — die andern nannten ihn Karlchen — fiel auf, weil er unaufmerksam war. Er war stets geistesabwesend und schien fortwährend seine Gedanken auf ein geheimes, sehnsüchtiges Ziel zu richten. Er war einer derjenigen, die umsonst mit ins Lager genommen worden waren. Erst glaubten alle, daß er sich deshalb schäme, aber es kam schließlich heraus, daß er sich immer in der Nähe der Landsknechtstrommel herumtrieb. Als man ihn fragte, was er da wolle, schwieg er erschrocken, ohne seine Augen losreißen zu können. Als das Lager einmal ausrückte und der Trommler den knöchernen Takt schlug, lächelte Karlchen. Er war immer einen Schritt hinter der Trommel und ließ kein Auge davon. Seine Stirn umwölbte sich, wenn der Träger den Traggurt zurechtrückte, oder wenn er gar mit seinem Schlag einen Sekundenbruchteil zu spät kam. Der Trommler merkte wütend und aufgebracht den unablässig bohrenden und beobachtenden Blick des kleinen Pimpfen. Ja, er wurde so nervös davon, daß er hinging und sagte, man solle die Landsknechtstrommel dem kleinen Karl geben. Der bekam sie wirklich. Man hat nie einen besseren, fröhlicheren Trommler gehabt.

*

Erwin begann einen Brief an seine Eltern. Er nahm sich vor, einen langen Brief zu schreiben, um seiner Mutter eine Freude zu machen. Er schrieb, daß das Wetter schön wäre, daß er gebadet und einen Fisch gesehen habe. Dann wußte er nicht weiter und saß verzweifelt vor seinem Haufen Papier. Da kamen die Kameraden und schrieben alle ihre Namen auf die Blätter und ließen grüßen. Es waren fünfundfünfzig, und der Brief kostete vierundzwanzig Pfennige.

*

Werner hatte eine ganz weiße Haut. Wenn man mit dem Zeigefinger draufstieß, spannte sie sich wie Milchhaut. Werner schämte sich und legte sich um

die Mittagsstunde in die Sonne, bis er krebsrot wurde. Er litt furchtbar, konnte nachts kaum schlafen vor Sonnenbrand, aber: er lächelte.

*

Rolf spielte zu gern Fußball. Er spielte am liebsten richtig, elf gegen elf. Es machte ihm aber auch nichts aus, mit fünf gegen fünf zu spielen oder mit sich oder gar ohne Fußball. Er kannte alle Tabellen, kannte alle internationalen Spieler. Er spielte Fußball auf dem Sportplatz, auf der Wiese und im Wasser. Er wurde braun wie Schokolade.

*

Erich war der einzige im Lager, der keinen Kuchen aß. Er war der Sohn eines Bäckers.

*

Walter bekam ein Freßpaket und schlich in den Wald, weit weg an eine entlegene Stelle des Seeufers und aß sich voll. Am nächsten Morgen schaukelte vor dem Badestrand die ins Wasser geworfene Kiste. Der Wind hatte sie herangetrieben. Die Anschrift war noch sehr gut lesbar.

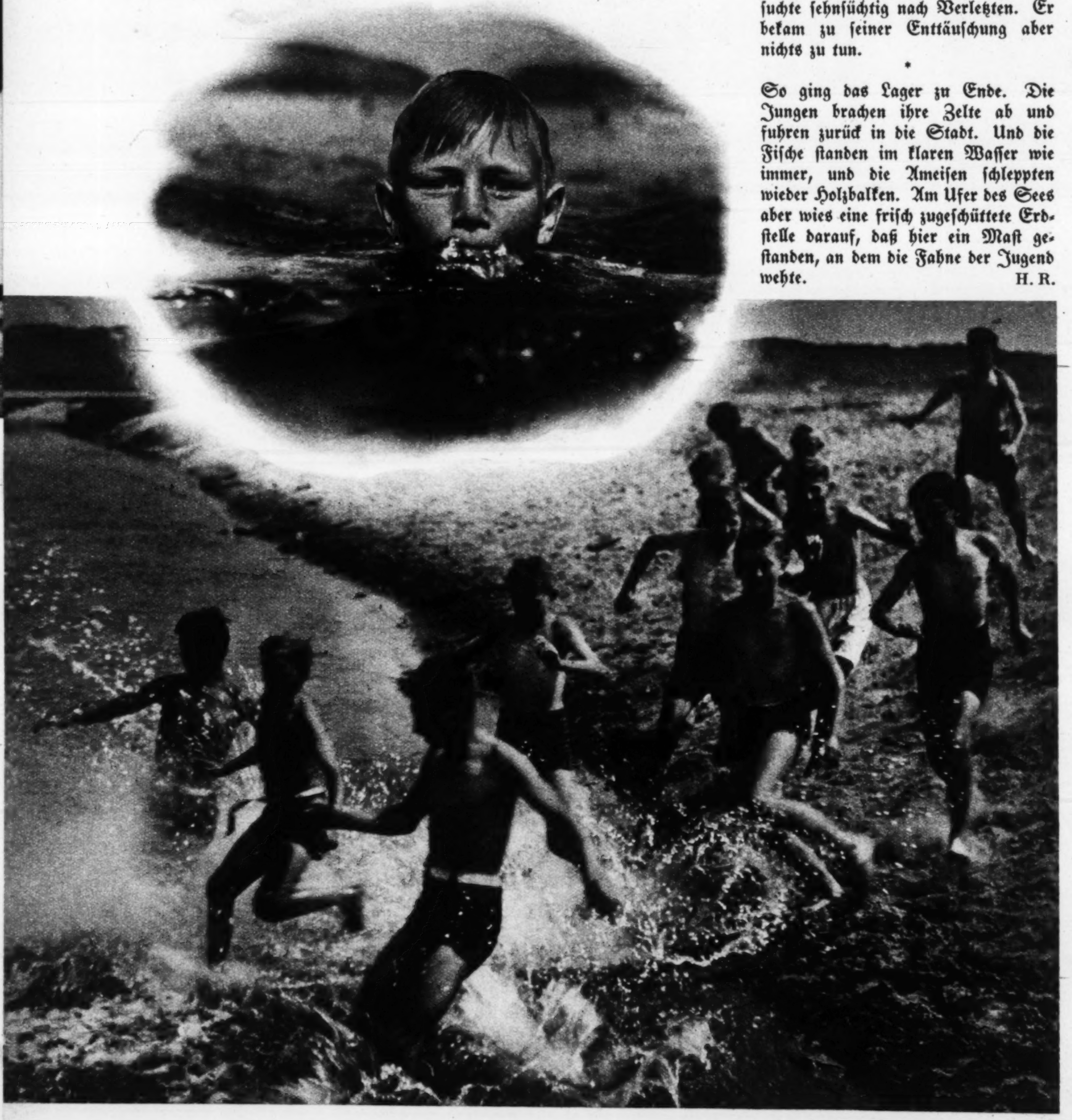
*

Hans war zum Gehilfen des Arztes gemacht worden. Er hatte geschickte Finger, war gewandt im Wickeln von Verbänden und begierig auf seine Arbeit. Er stöberte überall herum und suchte sehnsüchtig nach Verletzten. Er bekam zu seiner Enttäuschung aber nichts zu tun.

*

So ging das Lager zu Ende. Die Jungen brachen ihre Zelte ab und fuhren zurück in die Stadt. Und die Fische standen im klaren Wasser wie immer, und die Ameisen schleppten wieder Holzbalken. Am Ufer des Sees aber wies eine frisch zugeschüttete Erdstelle darauf, daß hier ein Mast gestanden, an dem die Fahne der Jugend wehte.

H. R.



Perlenfischerinnen

Heißer Nachmittag auf der japanischen Insel Toba. Eine Anzahl weißgekleideter junger Mädchen und Frauen eilt zum Strand. Lustig und gut aufgelegt, ewig lächelnd. Ihnen verdankt einer der bekanntesten Männer Japans, Mikimoto, seinen Reichtum. Diese Frauen sind seine Perlentaucherinnen. Ihre Ausrüstung sind Taucheranzug, große Brille und Holzbottich. Kaum irgendwo auf der Welt gibt es gewandtere Schwimmerinnen und Taucherinnen als sie. Oft bleiben sie eine Minute lang unter Wasser, tauchen wieder auf, werfen die Muscheln mit den kostbaren Perlen in den Holzbottich, der oben auf dem Meer schwimmt, und gehen wieder in die Tiefe. Bei jedem Wetter arbeiten sie. Ich habe sie nie anders gesehen als fröhlich und lächelnd; und doch ist ihr Beruf wohl einer der schwersten und seltsamsten, den es auf der Welt gibt.

Frühmorgens gehen die Taucherinnen von der Insel Toba zum Strand. Sie sind immer freundlich und lächeln zu jeder Tageszeit

Eben haben sie die Muscheln in den Bottich geworfen. Einmal tief Luft holen, und dann geht's wieder in die Meerestiefe

Mikimoto kann lachen! Er ist einer der reichsten Männer Japans. Man nennt ihn, den Millionär, auch ‚Perlenkönig' Nippons

Besuch bei den Hopi-Indianern

Von unserem auf Weltreise befindlichen HJ.-Kameraden

An der Kreuzung machten wir halt. Der Weg war so schlecht, daß wir genau so gut hätten querfeldein fahren können. So diente er lediglich als Richtungsweiser. Nun, wo sich die Spur teilte und kein Schild den Weg wies, war auch dieser letzte Vorzug der „Straße" dahin.

Wir hätten uns wohl wieder verirrt, wie es uns so oft in den Wüsten Arizonas und Neu-Mexikos passierte, hätten wir nicht ein Mauerwerk am Felsrand entdeckt. Innerhalb der Mauer bemerkten wir einen alten Indianer, der aus einer Quelle Wasser schöpfte und die buntbemalten Wasserkrüge auf seinen Esel lud. Als er dann seinen Esel den Berg hinauftrieb, folgten wir ihm. Es war kein Zweifel, daß er ein Wasserträger des Hopidorfes Walpi war.

Die friedlichen Hopis legen — als Verteidigungsstellung gegen die kriegerischen Apachen — ihre Dörfer hochoben auf den Bergspitzen an, wohin das Wasser oft meilenweit herbeigeschleppt werden muß. Sie haben meist nur steile Felspfade als Zugänge; ein paar Dörfer aber sind vollends nur mit Leitern zu erreichen. So kam es einmal vor, daß die Leiter des Dorfes Acoma, die auf den viele hundert Meter hohen Felsklotz, auf dem das Dorf lag, hinaufführte, herunterbrach und fast die Hälfte der Bevölkerung auf dem Berg verhungerte.

Diesmal war aber der Zugang nicht so schwierig, man konnte bis zum Dorfeingang im Auto fahren. Dort trafen wir eine Indianerfrau in malerischer Tracht. Wir erkundigten uns nach dem Häuptling und bekamen als Antwort nur ein Achselzucken; sie sprach kein Englisch. Wir mußten uns an die mit Pfeil und Bogen spielenden Kinder wenden; denn bei den Hopis sind die Kinder, die ja alle die staatlichen Indianerschulen besucht haben, fast die einzigen, die die englische Sprache beherrschen. —

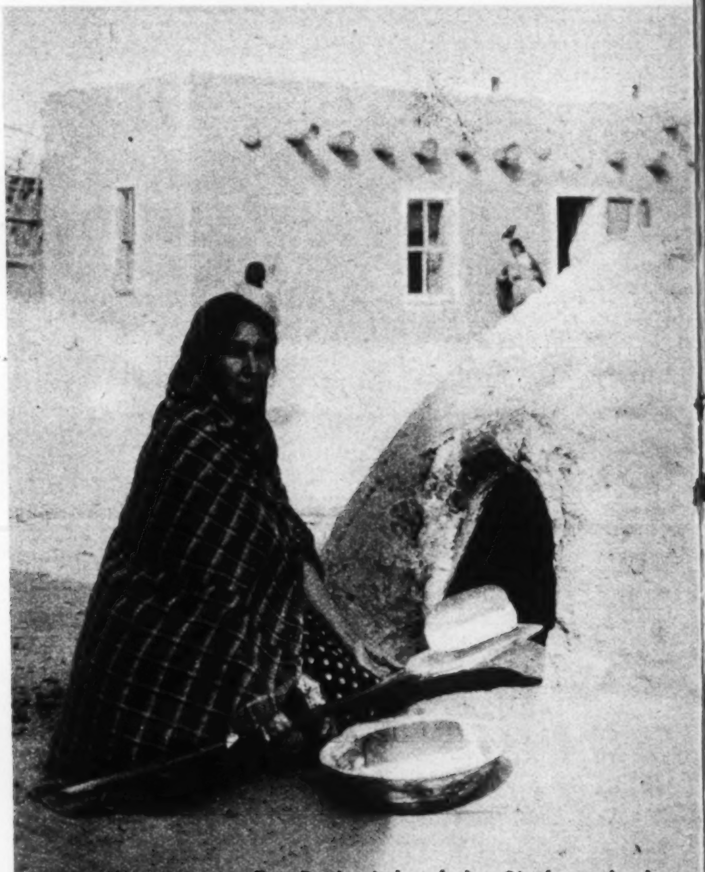
Es stellte sich bald heraus, daß Seine Hoheit, der Herr Häuptling, mit seinem Auto weggefahren war und daß wir uns an „George", den Stellvertreter, wenden sollen. Aber nach einer Weile hieß es aufgeregt: George ist nicht zu finden! Endlich erfahren wir, wo George steckt. Die Lage ist sehr peinlich für alle Teile: George ist im Kiwa. Der Kiwa ist der geheime unterirdische kultische Zusammenkunftsort der Hopi-Indianer. In solchen Kiwas finden die religiösen Feiern und die politischen Zusammenkünfte statt. Keine Frau und kein Uneingeweihter, geschweige denn ein Weißer, darf den Kiwa betreten. Uns blieb nichts anderes übrig, als in die Tiefen des Kiwas „George!" „George!" hinunterzurufen.

Wir hatten Erfolg; nach einiger Zeit entstieg George, in bunte Tücher gehüllt, dem Heiligtum. Er begrüßte uns mit kalter, hochmütiger Höflichkeit. Er gab uns die Erlaubnis, das Dorf zu besuchen, verbot uns aber zu photographieren. Mein Vater bot ihm darauf

Geld an, es half jedoch nichts, und der Rote stieg würdevoll wieder zum großen Geist hinunter.
Das war meine erste Begegnung mit einem Indianer, der nicht für Geld zu haben war. Die andern, die ich in Santa Fé, Gallup und entlang der großen Straßen getroffen hatte, hielten zwar auch an den alten Sitten fest, aber sie schlugen Kapital daraus. Viele sind dort nur „Berufs-Indianer". Sie ziehen in voller Kriegsbemalung herum und fordern die Touristen auf, sie gegen Bezahlung von einem Dollar, also 2,50 RM., zu photographieren. Oft verbünden sich ganze Dörfer zur Ausbeute der Touristen. Einen Dollar Eintritt und einen weiteren Dollar für jeden Photoapparat, mit dem man dann aber nur die Häuser photographieren darf — das ist die Taxe; die Bewohner zu knipsen, kostet jedesmal extra. Weigert man sich aber, diesen Preis zu bezahlen und photographiert man einen Indianer ohne Entgelt, so kann man in eine schlimme Lage kommen; denn die Regierungsbeamten nehmen stets die Partei der Indianer.
Diese „Berufs-Indianer" waren für lange Zeit die einzigen, die an alter Tracht und Sitte festhielten. Während sie die historischen bunten Tücher und Silbergürtel als „Geschäftskleidung" weitertrugen, legten ihre Rassegenossen draußen auf den „Reservationen" ihren Schmuck und ihre Trachten ab und versuchten, die Weißen in allem nachzuahmen. Das aber machte sie nicht zu richtigen Amerikanern, sondern zu einem nutz- und wertlosen Gesindel. Die ihr Volkstum vergessenden entwurzelten Nachkommen der einst so stolzen Rasse verkamen völlig.
Da änderte die Regierung in Washington ihre Politik den Indianern gegenüber. Hatte sie bisher alles getan, um die Indianer zu amerikanisieren und sie im „Schmelztiegel" der Rassen aufgehen zu lassen, ohne ihnen allerdings je die politische Gleichberechtigung mit den Weißen zu geben, so sollten jetzt die Indianer wieder Indianer werden. Schutz und Förderung des Volkstums der ersten Amerikaner ist heute eine Aufgabe der Regierung und ihrer eigens dafür eingesetzten Indianerreservatsbeamten. Seit ein paar Jahren wird in den Indianerschulen der Regierung das Hauptgewicht nicht mehr auf englische Sprache und Kultur, sondern auf die indianische gelegt. Jetzt lernen die kleinen Indianer nicht mehr nur die Geschichte der Weißen, sondern auch die ihrer Vorväter. Um die Indianer sich ihrer Vergangenheit bewußt zu machen, beschäftigt die Regierung indianische Arbeiter bei den Ausgrabungen der Städte ihrer Ahnen in Arizona und Neu-Mexiko.
Wie stark und wach trotz aller Zivilisationsversuche die alten Überlieferungen in den Indianern heute noch sind, kam mir so recht zum Bewußtsein, als ich jetzt durch die Gassen Walpis ging. Die Häuser mit den flachen Dächern bauten sich terrassenförmig auf, immer enger rückten sie zusammen und endeten an einem gähnenden

So ähnlich sah George aus, den ich, wie beschrieben, nicht photographieren durfte

Der Vortänzer mit seinem Töchterchen



Das Brot wird auf der Straße gebacken

Sie hat leicht lachen. Sie hat 25 Cent für das Photographiertwerden bekommen!

Abgrund. Nur ein schmaler Felskamm führte zur nächsten noch höheren Kuppe. Auf ihr stieg pyramidenförmig ein Häuserblock gen Himmel. Wie eine mittelalterliche Burg lag das alte ursprüngliche Walpi vor mir. Ich glaubte vor einer geheimnisvollen, vergessenen Ruine zu stehen. Es schien mir direkt unwahrscheinlich, daß hier Menschen wohnen sollten, obgleich ich einen Indio mit flatterndem Mantel hoch oben auf der obersten Terrasse stehen sah. Ein anderer kam mir langsam mit einem alten Karren entgegen. Der Weg war gerade breit genug für den Karren, die Räder knirschten in zwei Furchen, die tief in den Fels eingeschnitten waren. Tausende von Karren haben sie im Laufe der Jahrhunderte in den Stein geschnitten. Seit vielen Jahrhunderten steht Walpi auf seinem einsamen Fels. Es stand hier schon, als die Spanier im 16. Jahrhundert nach Arizona kamen. Es stand hier wohl schon Jahrhunderte früher. Wie alt es wirklich ist, wird wohl nie ein Weißer erfahren; denn über die Geheimnisse der Ahnen spricht kein Indianer.

Wie alt Walpi auch immer sein mag, die Lebensordnung und die Gebräuche seiner Bewohner sind dieselben geblieben durch die Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag. Immer noch regiert der Kazike, und immer noch üben sie die alten Kulte, mögen sie dem Namen nach auch katholische Christen sein. Immer noch bedeutet der Medizinmann mehr als der Pfarrer, und immer noch treffen sich die Männer in Kiwa. Oder hocken sie dort nur so lange zusammen, weil sie da unten so schön für sich sind und es da so behaglich warm ist? Jedenfalls rauchte der Schornstein, der — eine unvorschriftsmäßige Neuerung — aus dem Kiwa herausragte. Häuptlingstellvertreter George hockte immer noch da unten, als wir nach stundenlangem Aufenthalt in Walpi endlich gingen und uns von ihm verabschieden wollten.

Ralph Colin Roß

Die aus Lehm gebauten Indianerhäuser

Sie tanzen, weil es lange nicht geregnet hat. Sie wollen ihren Gott um Regen bitten

So war das mit Tetjus Uhl

Eine Robinsonade von Hans Reiser

Verlagsrecht: „Die Heimbücherei“

Fernsehnsucht und Abenteuerlust trieben den jungen Deutschen Tetjus Uhl nach Südamerika. Aber er fand dort alles andere als das laute Abenteuer, er fand Strapazen und lange Wanderwege, er sprach mit deutschen Menschen, die jede Bindung mit der Heimat verloren hatten — und schließlich erlebte er eine mächtige Urnatur, ganz anders als die, die in den zahlreichen Südamerika-Romanen geschildert wird. Auf einer Hazienda im Urwald lernt er ein hübsches Mädchen kennen, deren Mutter ihn gerne festhalten möchte.

3. Fortsetzung

Tetjus wurde überaus höflich auf der Urwald-Hazienda eingeladen und bewirtet, und alles auf dem gewaltigen Tisch aus massivem Hartholz aufgetischt, was Küche und Garten hergaben. Die junge Schönheit setzte sich zu Tetjus an den Tisch. Ihre großen, blumenhaften Augen wichen keinen Augenblick von ihm; sie fragte ihn aus, verfolgte jeden Bissen, den er zum Mund führte, lief weg, kam wieder und brachte neue Früchte, die Tetjus nicht einmal dem Namen nach kannte, und lachte und schwatzte lustig wie ein Vogel. Auf ihrer Schulter saß ein kleiner, smaragdgrüner Bibichu, ein Zwergpapagei, der sich gurrend in ihr Gespräch mischte. Es war selbstverständlich, daß die Damen Tetjus aufforderten, in ihrem Hause zu rasten und zu bleiben, solange es ihm gefiel, und als er andeutete, daß er das leider nicht annehmen könne, waren sie ganz entsetzt.

Er wußte nicht und hätte auch nicht gewagt, daran zu denken, daß er dieses Mädchen sofort hätte heiraten können, womit er innerhalb acht Tagen der Besitzer einer riesigen Zucker- und Kaffeeplantage, einer Hazienda mit vielleicht fünfhundert Kühen und hundert Indianerknechten gewesen wäre.

Am nächsten Tag mußte er die Hazienda und die Pflanzung besichtigen. Celeste ritt auf einem Maultier durch die Felder und erklärte ihm alles. Dabei unterließ sie nicht, ihn nach seinem Namen zu fragen. Sie fand den Namen Tetjus großartig und interessant. Ihn interessierte am meisten die Zuckerrohrpresse, die von einer altertümlichen Dampfmaschine in Betrieb gesetzt wurde.

Tetjus fragte die Senora, auf die riesigen Haufen des ausgepreßten Zuckerrohres deutend, warum man dieses vorzügliche Material nicht zum Heizen der Dampfmaschine verwende. Er wußte wohl, daß Zuckerrohr, und sogar das saftige, brennt wie Spiritus. Das Heranschaffen des zu hohen Stapeln gehäuften Brennholzes war eigentlich eine überflüssige Ausgabe.

Die Senora war sehr erstaunt über diese neue Möglichkeit, und je mehr Tetjus davon sprach, um so begeisterter. Sie sah, daß sie durch den Vorschlag des jungen Deutschen die Alkoholfabrikation bedeutend verbilligen und vereinfachen konnte.

Allerdings, sagte Tetjus, sei dazu die Anschaffung einer moderneren Dampfmaschine erforderlich, die sich aber in kurzer Zeit bezahlt machen würde.

„Die alte ist sowieso nicht mehr gut“, sagte die Senora, „sie läuft nur auf halbe Touren.“

„Dann will ich gleich mal nachsehen, was daran fehlt!“ erwiderte Tetjus.

O nein, riefen die Damen, das eile ja nicht, dazu sei morgen auch noch Zeit, manana, morgen! Manana ist beim Südamerikaner das zweite Wort.

Tetjus ließ sich nicht beirren, ihn interessierte die Maschine viel zu sehr; er ließ sich Werkzeug geben und zerlegte sie. Es fehlte weiter nichts, als daß Zylinder und Kolben und das ganze Getriebe durch Staub und eingetrocknetes Öl verdreckt waren. Binnen zwei Stunden hatte er die Maschine gereinigt, frisch geölt und wieder montiert. Er ließ sie anlaufen, und sie lief zur größten Verblüffung der Damen sowohl wie des Indios, der sie so schlecht bedient hatte, tadellos. Die Bewunderung der Frauen stieg ins Grenzenlose.

Als der dritte Tag angebrochen war, wollte Tetjus unbedingt weiter. Er habe wichtige Pflichten und Aufgaben, betonte er. Da er sich um keinen Preis überreden ließ und sehr nachdrücklich auf seiner Absicht bestand, kam die Senora auf einen anderen Gedanken. Sie machte Celeste darauf aufmerksam, daß eine Menge verschiedener Gegenstände und Waren in ihrem Hause schon lange empfindlich fehlten, und daß es höchste Zeit sei, diese Dinge endlich anzuschaffen. Sie ordnete an, daß noch an diesem Vormittag eine Maultierkolonne zu dem amerikanischen Missionar gehen müsse, von dem sie, weil er die nächstgelegene Verkaufsstelle war, ihre Stoffe und andere notwendige Waren bezog. Celeste sollte die Karawane führen und Tetjus sie begleiten.

Celeste hatte ihm ein dickes Bündel Blättertabak zugesteckt und brachte ihm vor dem Aufbruch allerlei Erfrischungen, denn es sei eine weite Reise, sagte sie, und es würde den ganzen Tag über keinen Aufenthalt geben.

Celeste war bei allen weiblichen Eigenschaften ein tüchtiges und energisches Mädchen, und das um so mehr, als auf der Hazienda außer den indianischen Arbeitern kein Mann

vorhanden war. Sie war eine vorzügliche Reiterin und im Sattel zu Hause, während Tetjus, der noch nie auf dem Rücken eines Pferdes gesessen hatte, keine sehr vorteilhafte Figur abgab. Er gab sich wohl Mühe, seine Ungeschicklichkeit zu verbergen, da er begriff, daß hier Mann sein — Reiter sein heißt. Nicht umsonst hieß hier der wirkliche und elegante Mann Caballero, und das heißt nichts anderes als Reiter, was zugleich auch Ritter bedeutet. Aber seine mangelhafte Reitkunst vermochte die Sympathien, die Celeste für ihn empfand, nicht zu verringern. Er war und blieb ein weißer Mann, und das entschuldigte alles. Ein weißer Mann kann alles, und wenn er etwas zufällig nicht können sollte, so wird er es ohne Zweifel in kürzester Zeit lernen.

Tetjus war nicht ungeschickt, noch blind, und ein Maultier ist überdies wesentlich leichter zu reiten als ein Pferd. Die Mula ist auf dem schmalsten Pfad ungemein sicher und Pferden weit überlegen. Man hat den Eindruck, als ginge dieses Tier auf schmalen Wegen sogar lieber als auf breiten, denn da nehmen sie sich zusammen, gehen wunderbar behutsam und stolpern niemals. Nur auf geräumigem Wege sind sie gerne nachlässig und übermütig oder auch störrisch. Der Peon kennt sein Tier und weiß, daß es keineswegs unintelligent, sondern im Gegenteil sehr schlau ist, was man schon an seinen unaufhörlich nach allen Seiten sich bewegenden und horchenden Ohren beobachten kann. Er fuchtelt wohl mit seinem Zweig drohend hinter ihm her und macht ihm Angst, schlägt es aber niemals und hütet sich, es scheu zu machen. Man weiß nie, wovor eine Mula scheut; es kann jeden Augenblick der Fall sein. Es scheut vor einem Stein, einem Ast, einem Schatten, ja vor einer Einbildung oder einer Luftspiegelung. Sie sind eben eigensinnige Tiere, und eben darum muß man mit ihnen Geduld und Nachsicht haben.

Wenn Celeste diesen Grundsatz außer acht ließ, so erklärt es sich daraus, daß ihr Tier dermaßen störrisch und bockbeinig war, daß sie schließlich die Geduld verlieren mußte. Es blieb einfach stehen, steif wie ein Stock, und war auf keine Weise zu bewegen, auch nur einen einzigen Schritt weiterzugehen. Celeste stieg ab und untersuchte den Weg. Es konnte vielleicht eine Schlange in der Nähe sein. Aber es war nichts dergleichen zu entdecken. Sie redete dem Tier gut zu und steckte ihm eine Banane ins Maul, die es zwar verzehrte, aber ohne sich dabei vom Fleck zu rühren. Sie stieg wieder auf und gab ihm die Sporen, es half nichts. Sie schlug es mit der Gerte, aber anstatt zu gehen, biß das Tier nach ihr. Da wurde Celeste wütend und hieb es über den Kopf. In diesem Augenblick machte es einen mächtigen Satz und raste, ohne auf Weg oder Richtung zu achten, wie eine Furie dahin, durch dick und dünn und Dorn und Strauch unter so niedrigen Ästen durch, so daß es aussah, als würde die Reiterin jeden Augenblick geköpft werden. Das Tier zu halten, war sichtlich unmöglich, es war aus Angst rasend geworden. Das konnte nicht gut ausgehen; Tetjus sah sie sich schon halbiert oder gevierteilt im Geäst hängen, denn ein Sturz des Tieres und der Reiterin war unvermeidlich. Er eilte ihr nach und arbeitete sich durch den Busch, so schnell er konnte.

Endlich fand er die beiden. Es war verblüffend glücklich ausgegangen. Sie war über den Kopf der Mula hinausgeflogen und in den Zügeln verwickelt im Dickicht liegengeblieben, ohne sich bewegen zu können. Das kluge Tier war stehengeblieben und schaute seine Herrin an, halb neugierig und halb zufrieden, als wollte es zu ihr sagen: „Siehst du, das kommt davon!“

Tetjus half dem Mädchen auf. Er war reichlich zu spät gekommen, allerdings ohne seine Schuld, und konnte nichts anderes tun, als besorgt zu fragen, ob sie sich verletzt habe. Sie verneinte lachend, er mußte ihr nur aufhelfen. —

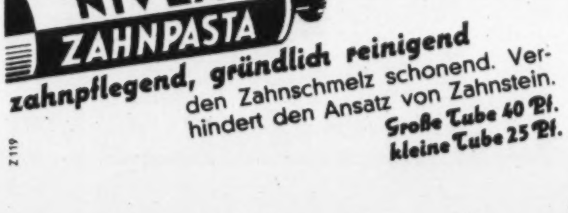
Da die Tropennacht kurz nach sechs Uhr sehr rasch hereinbricht, wurde immer schon am frühen Nachmittag ein Lagerplatz gewählt, Feuer gemacht und die Tagesmahlzeit bereitet. Die abgesattelten Tiere durften die Nacht über frei herumgehen und nach Herzenslust ihre Nahrung suchen. Sie blieben immer in Rufweite des Lagers, und wenn einmal eines sich verirrte, so gelang es den buschkundigen Indios, es in kurzer Zeit wieder einzufangen. Sie errichteten jeden Abend ein Tambo als Schutz vor etwaigem Regen und auch vor dem gesundheitsschädlichen Nachttau. Am Feuer hockend, summten sie ihre monotonen Lieder, in denen sich die großartige wilde Einsamkeit der Landschaft ausdrückte, in der sie leben, und nicht selten begleitete Celeste mit einer zarten, hohen Stimme ihren melancholischen Gesang, bis auch sie sich, in ihre Decke gewickelt, neben dem Feuer zum Schlafen hinstreckte. Dann saß Tetjus meist noch lange da, starrte in die Glut und gab sich Gedanken über dieses fremde Land und seine Menschen hin, unter die ihn das Schicksal verschlagen hatte.

8.

Die Indios und der Missionar

Das Haus des Missionars lag auf der steilen Uferböschung des Rio Maranon, zwischen Barranquito und Borja, den einzigen Ansiedlungen, die östlich des berüchtigten Pongo de Manseriche, dieses gefährlichen Engpasses, die dichtbewaldeten Ufer unterbrechen. Es war ein Haus, das alle Bewunderung verdiente in einer Gegend, in der nicht nur die Hütten der Indianer, sondern auch die Häuser der wenigen Dörfer aus den Latten gespaltener Palmenstämme erbaut sind. Dieses aber bestand ganz aus ausgesägten und gehobelten Mahagonibrettern und behauenen Balken, und das Dach war sogar mit Wellblech gedeckt, das allein schon ein Vermögen kostet, da der Transport dieses Materials bis in diese äußerste Gegend zwischen Zivilisation und Wildnis noch kostspieliger ist als dieses selbst. Die starken Eisenholzsäulen, auf denen das Dachgebälk ruhte, standen in runden Zementbecken, die mit Petroleum gefüllt waren, welches den Ameisen und anderen Insekten und Kriechtieren das Eindringen in das Haus verwehrte. Die Türen des Hauses waren mit Messingtürklinken geschmückt, die wie Gold blitzten, und durch die Fensterscheiben aus unzerbrechlichem Glas konnte man Möbel und Einrichtungsgegenstände erblicken, die nicht nur das Staunen eines unzivilisierten Waldindianers hervorriefen, auch Tetjus war erstaunt, daß es so etwas hier gab. Denn die nächste menschliche Niederlassung, die den Namen Stadt beanspruchen konnte, war wenigstens dreitausend Meilen von hier entfernt, wie Celeste ihm erzählte.

Die Indianer dieses Gebietes kamen oft von weit her und sogar aus den tiefsten Urwäldern oberhalb des Pongo zu diesem Warenumschlagplatz, um gegen ein Stück Steinsalz oder Rohrzucker, Felle, gedörrte Fische, Vogelfedern, einen Meter Stoff, Pulver und Blei oder sogar eine



Vorderladerflinte einzutauschen. Manchmal boten sie auch ein kleines Mädchen oder einen Jungen an, der bei dem Missionar Dienst tun sollte, wofür sie sich mit einigen Waren entschädigen ließen. Der Missionar machte ein gutes Geschäft dabei, da die Indianer nicht zu rechnen verstanden und weder lesen noch schreiben konnten, noch einen Begriff von dem Wert der Waren besaßen.

Als die kleine Karawane, von Celeste geführt, eintraf, standen bereits einige Maultiere vor dem Hause, und auf der Erde und vor der Tür des Ladens hockten Indianer und Weiber und Kinder und hatten soviel Zeit, daß es ihnen ganz gleich war, ob sie zwei oder drei oder acht Tage hier herumhockten. Und auch diejenigen, die nichts zu tauschen besaßen und nichts kaufen konnten, wollten ebenso dabeisein, aus Neugierde und weil sie an allem, was vor sich ging, so teilnahmen, als ob es sie selbst anginge. Manchmal aber waren sie plötzlich allesamt über Nacht verschwunden und kein einziger mehr da. Und dann kamen wiederum am frühesten Morgen plötzlich mehrere Canoas den Strom herabgeschwommen, legten unten an, Indianer stiegen die Böschung herauf, kupferbraune, halbnackte Gestalten von athletischem Wuchs, blieben verwundert stehen und bestaunten das Haus wie eine überirdische Erscheinung.

Der Missionar war ein kleiner bleicher Mann mit einem dünnen blonden Scheitel und einem kleinen Bärtchen über dünnen Lippen. Auf seiner Nase saß ein goldener Kneifer, durch den man, wenn die Gläser nicht blendeten, ein Paar sehr helle graue und ein wenig hilflose Augen blicken sah. Er begrüßte die ihm bekannte junge Dame und ihren Begleiter in einem mangelhaften, mehr englisch klingenden Spanisch, rückte sogleich einige leere Kisten als Sitzgelegenheit zurecht, fragte sie nach ihrem Begehr und notierte ihre Wünsche gewissenhaft auf ein Stück Packpapier.

Am Nachmittag forderte der Missionar die beiden auf, ihm beim Essen Gesellschaft zu leisten. Sie verließen das Warenlager, um über den Hof ins Haus und in den zu ebener Erde liegenden Salon zu gelangen, wie das große Zimmer dort genannt wurde. Aus dem rückwärtigen Teil des Hauses vernahmen sie die Klänge eines Harmoniums und sahen, wie einige Indianer sich um ein Fenster drängten, alle bemüht, in das Innere des Hauses zu spähen. Nun wurde die Türe geöffnet, und eine weiße Frau trat heraus, die Gattin des Missionars. Sie forderte die Indianer, die immer noch ihre Nasen an die Fensterscheibe preßten, mit freundlichen Worten auf, hereinzukommen und an dem Gesang und Gottesdienst teilzunehmen. Doch die Indianer verstanden sie nicht, traten von dem Haus zurück und schauten sich gegenseitig an; die meisten lachten wie Kinder, die etwas nicht verstehen. Ein kleines Mädchen war, als die Frau aus dem Hause kam, erschrocken davongelaufen und blieb nun abseits stehen und schaute furchtsam her. Die Gesichter der Indianer waren mit zinnoberroter Farbe bemalt, in ihrem schwarzen Haarschopf staken lange rote und blaue Papageienfedern.

Das Essen der Missionarsleute war vorzüglich, nur war der Mann Alkoholgegner und Nichtraucher, und Tetjus mußte, um sein Pfeifchen anzustecken, hinausgehen. Er überlegte, daß er bei dem Einkauf Celestes keine großartige Rolle gespielt hatte, denn sein letztes Geld war längst zerronnen wie ein kleines Wasserrinnsal im Sand. Das sagte er ihr auch, als sie herauskam und sich nach ihm umsah. Sie lachte, jedoch keineswegs verächtlich, sondern so munter und artig wie immer. Also konnte selbst der Einblick in seine schwindsüchtige Brieftasche sie nicht ernüchtern oder verstimmen. Es läge ganz bei ihm, sagte sie, ihr einmal so viele Geschenke zu machen, wie er nur wolle, und vorläufig müsse er schon erlauben, daß sie den Anfang dazu mache.

Damit öffnete sie ein Päckchen, das sie in der Hand trug, und überreichte ihm ein prächtiges, rot und schwarz kariertes Flanellhemd.

Tetjus wollte es auf keinen Fall annehmen. (Übrigens wäre ihm, wenn er schon ein Geschenk annehmen mußte, viel lieber ein Manchete gewesen. Einen Buschsäbel, dieses praktische und geradezu unentbehrliche Werkzeug des Urwaldes vermißte er schon längst, denn noch nie hatte sein Bargeld ausgereicht, um sich einen zu kaufen.) Um Celeste nicht zu verletzen, mußte er das Hemd, das für seinen Geschmack viel zu aufdringlich war, schließlich doch annehmen, und sie tat dabei so, als ob er es wäre, der ihr durch diese Annahme etwas geschenkt habe.

Der Missionar hatte ihnen sein bestes Zimmer zum Übernachten zur Verfügung gestellt. Er schien nichts dabei zu finden, daß sie gemeinsam in einem Raum schliefen, wenn auch auf separaten Feldbetten in verschiedenen Ecken.

Vor dem Einbruch der Dunkelheit ging Tetjus am Rande der hohen Uferböschung auf und ab. Seine Pfeife qualmte gewaltig. Alsbald stieg über dem zackigen Rand des jenseitigen schwarzen Waldes die riesengroße, blutrote Scheibe des Vollmondes herauf, langsam zwar und doch mit fast sichtbarer Schnelligkeit. Die Flut des Stromes verfärbte sich purpurn, dann orange und zitronengelb, hierauf smaragdgrün, violett und blau, versank in ein nebliges Grau und zuletzt in tiefsamtenes Schwarz, auf dem die silbernen Wellen wie eilige Schlangen tanzten. Das Haus und der freie Platz vor ihm, sowie die hohen, von keinem Windhauch bewegten Palmen lagen nun in dem fast schneeweißen Glanz des vollen Mondes, der schon hoch im durchsichtig klaren Himmel stand. Da und dort sah man die wie ein Bündel zusammengerollten Gestalten der schlafenden Indianer.

Nur Tetjus verspürte keinerlei Lust zum Schlafen, obgleich der Tagesmarsch ihn genug ermüdet hatte. Immer noch ging er unruhig hin und her, lenkte seine Schritte bald auf das Haus zu, bald blieb er unschlüssig stehen und betrachtete den leuchtenden Himmel, wie einer, der bald den einen, bald den anderen Entschluß verwirft. In der Tat, diese Nacht wäre zum Wandern geeigneter gewesen als zum Schlafen, ebenso hell, aber weniger heiß, wenigstens so lange, als der Mond nicht unterging. –

Er schlief unruhig und erwachte lange vor Tagesanbruch. Der Mond war untergegangen und das Zimmer dunkel. Deutlich hörte er die ruhigen, gleichmäßigen Atemzüge Celestes. Er stand leise auf und kleidete sich geräuschlos an. Ohne darüber nachzudenken, wußte er mit einemmal ganz genau, wie er sich verhalten mußte und wohin sein Weg und seine Bestimmung ihn führten. Draußen klang das lachende Gebell eines Waldhundes durch die nächtliche Stille – der Ruf der Wildnis. Wie hätte er dem Mädchen, noch dazu mit seinen mangelhaften Sprachkenntnissen, erklären können, was ihn fortzog, da er es sich selbst kaum mit Worten sagen könnte. Ja, vielleicht hätte sie ihn sogar wieder wankend gemacht. War es da nicht besser, für ihn

wie für sie, wenn sie sich die Trennungsstunde und den Abschied ersparten?
Er nahm seine Sachen, öffnete vorsichtig die Türe und ging leise hinaus.

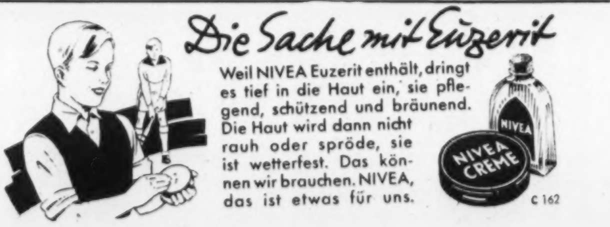
9.

Teufel Urwald

Ohne lange zu überlegen, ging Tetjus in der Richtung zum Fluß und auf dem oberen Uferrand eine Strecke entlang. Obwohl in der Dunkelheit kaum etwas zu sehen war, spürte er doch eine Art Pfad unter den Füßen. Aber er mußte

Der Rand der Böschung war unter seinem Gewicht abgebrochen und mit ihm etwa acht oder zehn Meter abgesackt

doch nicht genug acht gegeben haben, denn er verlor plötzlich den Halt und stürzte mit einem Ruck in die Tiefe. Der Rand der Böschung war unter seinem Gewicht abgebrochen und mit ihm etwa acht oder zehn Meter abgesackt, senkrecht und blitzschnell wie ein Fliegerpfeil, und nun stand er unten im weichen Ufersand neben dem rauschenden Wasser, unbeschädigt zwar, aber im ersten Augenblick doch etwas verblüfft. Doch er erholte sich rasch von dem ersten Schrecken, sah ein, daß dies nicht der richtige Weg war und kroch die Böschung wieder hinauf. Er erinnerte sich einer Indianerhütte unweit des Weges, den sie am Tage gekommen waren, und beschloß, sie zu suchen, was nicht schwierig sein konnte, um dort die erste Helligkeit des Tages abzuwarten und dann weiter zu wandern.
Der Indianer, der in der Pflanzung des Missionars arbeitete, war schon wach und hockte vor seinem Feuer am Boden. Tetjus setzte sich zu ihm, und nach und nach kamen sie in eine Art Unterhaltung, die weder von der einen, noch von der anderen Seite fließend geführt wurde, sondern nur aus abgerissenen Brocken bestand.
„Ich will flußabwärts" sagte Tetjus.
„Hast du Canoa?"
„Nein, zu Fuß."
„Weißt du Weg?"
„Nein."
„Am Fluß viele Canoas von Indios."
„Kann nicht zum Fluß zurück."
Der Indianer blinzelte ihn schlau an. Also hast du etwas angestellt! sagte dieser Blick. Er begriff schnell, daß der weiße Mann auf der Flucht war, staunte jedoch nicht darüber, sondern fand das ganz selbstverständlich.
„Ohne Führer gehen?" fragte er. Tetjus nickte. „Sehr gefährlich." Tetjus lachte. „Pah! Fürchte mich nicht!"
„Hast Du Säbel?"
Tetjus lachte. „Nein. Verloren."
Der Indianer stand auf, holte aus dem Haus einen Haufen riesiger Yuccas und legte sie vor ihn hin. Tetjus begriff und packte die nahrhaften Wurzeln in seinen Rucksack, bis er prall voll war. Er hob ihn auf und wog ihn in der Hand, er hatte bestimmt seine fünfzig, sechzig Pfund, eine schwere Last, aber auch eine unentbehrliche. Schon verbreitete sich eine leise Helligkeit, die die Umrisse der Sträucher und Bäume in der Nähe der Hütte erkennen ließ. Er packte sich den Rucksack auf.
„Bis zu dem Caracamata!" sagte der Indianer und deutete mit dem Arm die Richtung an, „dann links. Warte!"
Tetjus sah in die angedeutete Richtung. Dort ragte ein riesiger Baum mit einer ebenmäßig runden Krone über alle anderen hinaus. Das mußte wohl der Punkt sein, wo der Weg abzweigte. Jetzt gab ihm der Indianer ein Säckchen aus rohem Baumwollstoff, in dem dürre Blätter knisterten. Koka, dachte Tetjus, unnützes Zeug, aber man darf einen Indianer nicht beleidigen, indem man ein Geschenk von ihm zurückwies, mochte es auch noch so unbrauchbar sein. Er steckte das Säckchen in die Hosentasche, gab dem Braunen die Hand, die dieser kräftig ergriff, als wollte er damit ausdrücken, daß er die Bräuche der Weißen wohl kenne und ein verständiger Kamerad sei, und Tetjus machte sich auf den Weg. Er lachte leise vor sich hin. Der Indianer hielt ihn für einen Verbrecher! Mochte er dabei bleiben, er hätte die Gründe, die Tetjus in den Urwald trieben, ja doch nicht verstanden, verstand er sie doch selbst kaum. Er wußte nur, daß er wieder zu ihm zurück mußte. Ja mußte, es war ein Muß, ein rätselhafter Zwang, und er konnte gar nichts dagegen tun und wollen, er hatte keinen Willen, er mußte. Es war ihm, als würde er nicht eher eine ruhige Stunde und keine frohe Minute erleben, als bis das grüne Meer ihn wieder umflutete, verschluckte und verbarg wie einen Moskito, und bis der silberne Schlag des Oraponga ihn am nächtlichen Feuer in Ruhe und Schlaf sang. Was dieser eigentümliche Zwang war, wußte er selbst nicht. Vielleicht war es eine Krankheit des weißen Mannes, ein Wahnsinn des Gemütes, eine törichte Schwäche des Herzens, vielleicht aber auch eine heimtückisch magnetische Kraft des grünen Riesen, die den unerfahrenen Neuling in seinen Bann zog.



... Ein Drahtverhau von übereinandergestürzten, vermoderten Bäumen, den er fortwährend umgehen oder unterkriechen mußte, ohne sich mit einem Säbel eine Bahn schlagen, ohne sich der angelartigen Dornhaken der Äste und Schlingen erwehren zu können ...

Der Weg war zu Anfang wirklich ein Weg. Dann verengte er sich zu einem Pfad. Und zuletzt verlor der Pfad sich in einem verwachsenen Wirrwarr von Palmenstauden und Farngras, fettem Riesenunkraut, Schlingzeug und Dornbüschen, doch dieser Pfad war immer noch erkennbar. Freilich hieß es dabei die Augen gut aufmachen.

Und es sprang kein brüllender Tiger aus dem Dickicht auf ihn zu, an den Bäumen hingen keine zischenden Riesenschlangen, und aus dem Dämmergrün schwirrte kein heimtückischer Giftpfeil auf den einsamen Wanderer. Eine Schar seidengrüne Bibichus flog vor ihm auf, kreischend und lärmend, als hätten sie soeben eine wichtige Versammlung beendet, und verschwand über dem weiten grünen Pflanzenmeer. Sie grüßten den Tag und flogen ihm entgegen. Blendendes Gleißen brach in eine Lichtung, die Sonne. Alle Blätter waren jetzt mit silbernen Tropfen behängt und spiegelten und blinkten wie geschliffenes Glas. Und der Wanderer ging und ging. Er begegnete niemandem, keinem Indianer, bei dem er hätte einkehren und rasten können. Vielleicht lagen ihre Hütten tief im Busch, vielleicht gab es überhaupt keine. Aber sie würden nicht ausbleiben. Einmal mußte er ja einem begegnen. Dann wird er sich zu ihm ans Feuer setzen und ihm mit wenigen Worten erzählen, daß er gekommen ist, um sich ein Haus zu bauen und Bananen und Yuccas zu pflanzen. Und der Indianer wird nicken und nichts dagegen haben, denn der Wald ist groß.

Wie groß war er eigentlich, dieser Urwald? Er schien nie mehr aufzuhören. Wenn dieser Urwald ein Riese war, wie die Indianer ihn sich vorstellten, dann war der Kopf des Riesen das Andengebirge, seine Brauen waren die Bergwälder und sein Bart die Wälder, in denen der kleine Deutsche jetzt herumstolperte, und seine Füße ruhten am Ufer des Atlantischen Ozeans.

Die erste Raststunde am ersten Tag gefiel Tetjus ausnehmend gut. Er war nicht einmal hungrig. Vergnügt sah er dem Qualm seiner Pfeife nach, der wie ein blauer Schleier in die von tausend Düften gewürzte, schwebende Hitze stieg. Und war es nicht herrlich, so absolut und ungestört allein zu sein, und daß einem hier nicht irgend ein dicker Herr Meyer aus Chicago begegnete, der von Getreidepreisen spricht und sich nach einem dicken Frühstück mit dem Zahnstocher in den Goldzähnen bohrt! Und welche Wohltat war am späten Nachmittag das umständliche und vorsintflutliche, niemals aber versagende Feuerzeug des Indianers, das ihm den schützenden und wärmenden Schein des Feuers verschaffte und die in der Glut gerösteten Yuccas, die schmeckten wie eine edle Sorte mehliger Kartoffeln.

Doch welche Verwandlung war mit ihm bereits am zweiten Tage vor sich gegangen! Die Troche, wie der Indianer einen selten begangenen Pfad im Walde nennt, war immer enger und unkenntlicher geworden, ein Drahtverhau von übereinandergestürzten, vermoderten Bäumen, den er fortwährend umgehen oder unterkriechen mußte, ohne sich mit einem Säbel eine Bahn schlagen, ohne sich der angelartigen Dornhaken der Äste und Schlingen erwehren zu können. Sie hielten ihn wie absichtlich jeden Augenblick fest, um ihn nicht mehr frei zu lassen, zu verwickeln, zu umstricken und zu erwürgen. Hemd und Hose hingen in Fetzen von ihm. Diese Pflanzen waren keine Pflanzen mehr, sondern tierartige Wesen. Sie betrachteten den Eindringling nicht als Menschen, sondern als ein gefährliches Tier, das zu bekämpfen und zu vernichten war. Auf Schritt und Tritt herrschte der rücksichtsloseste, grausamste Kampf um das Recht auf die Existenz und das nackte Leben, das ein Tier- und ein Pflanzenwesen dem anderen streitig machte, alle zusammen nur durstig, hungrig und gierig nach dem Licht der unerreichbaren Sonne, deren gewaltige Kraft nicht ausreichte, um das vergitterte und verflochtene Geäst des Waldes zu durchdringen. Wo war ein Unterschied zwischen Tier und Pflanze und Mensch? Verschlungene, weiche Astleiber glichen hängenden Schlangen, die ihn ins Gesicht und in den Nacken schlugen, die schlafende Schlange trug auf ihrem Schuppenleib die schützenden Farben und Muster gefleckter Baumstämme, die sich plötzlich bewegten, farbstrotzende Blüten flatterten auf einmal als Vögel und Schmetterlinge auf, ängstliche Kolibris schwirrten nahe an seinem Ohr mit dem erschreckenden Surren eines unsichtbaren Ventilators.

(Fortsetzung folgt)

MOSAIK

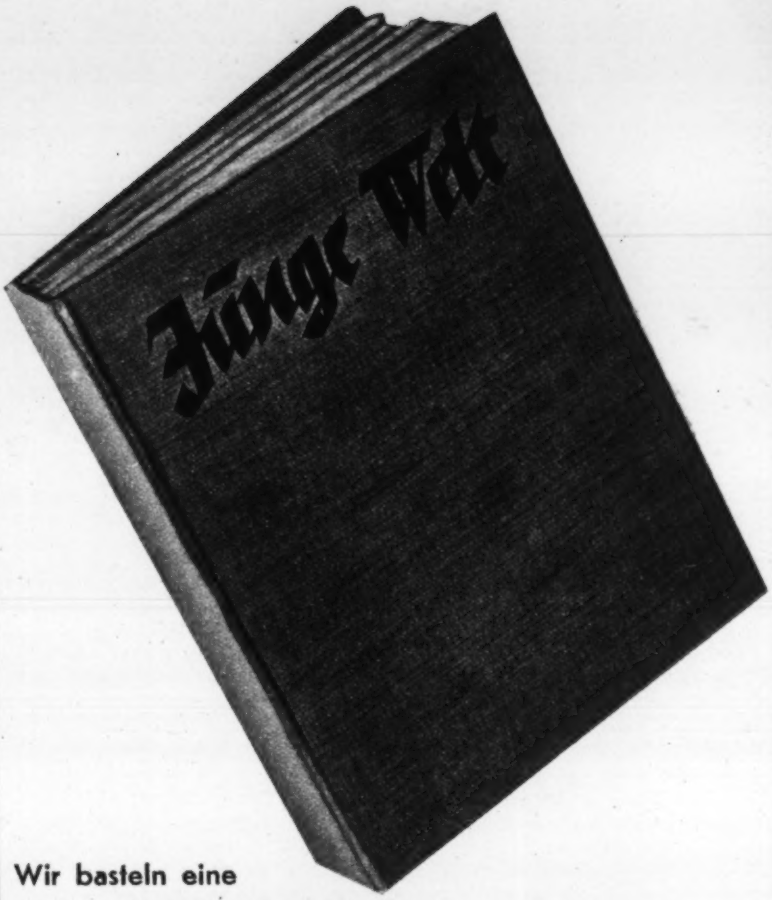
Spielend kämpfen!

Vor mir liegt ein dunkelbraunes Quartheftchen mit solidem Leineneinband, ein Büchlein, das man gut in die Kartentasche stecken mag, das einen Puff in die Seite und einen gelinden Gewitterregen überstehen kann. Das Buch ist für die HJ. geschrieben: Geländeaufgaben für die Hitler-Jugend (Josef Remold), Verlag Stalling-Oldenburg.

Wer in der HJ. als Führer Dienst tut, weiß, daß die Vorbereitung eines Geländespieles zu den schwierigsten Aufgaben gehört, die dem Führer einer Einheit überhaupt gestellt werden können. Wieviel Geländespiele verloren ihren Sinn, weil die Parteien nicht aufeinandertrafen, weil ein vorwitziger Spähtrupp zu früh dem Feind die eigene Aufstellung verriet, weil für das Geländespiel der falsche Ort ausgesucht war oder weil der lange Anmarsch zuwenig Zeit für die Durchführung einer im Spiel gestellten Aufgabe übrigließ.

Es gehört sehr viel dazu, auf der Karte den richtigen Rahmen für ein solches Spiel abzustecken. Will man ein Versteck- und Suchspiel vorbereiten, dann wird man dazu nicht eine weite, flache Ebene aussuchen können. Zum Verstecken braucht der Führer der in der Verteidigung liegenden Partei unübersichtliches, am besten hügeliges Buschgelände mit kleinen Erhebungen, Gräben und Senken. Hier kann sich seine Mannschaft dem Boden anpassen, sie kann von dem Gelände Besitz nehmen, ohne der feindlichen Partei schon auf Kilometer aufzufallen. Aber selbst wenn die Wahl des Geländes richtig war, ist noch viel zu bedenken. Wie wird die Verbindung zwischen dem Fähnlein und den Trupps aufrechterhalten, wie nimmt man von einem Dorf Besitz, ohne daß der Gegner es merkt? Läßt der Führer das kleine Waldstückchen da vorne unbesetzt, oder gibt er damit der blauen Partei eine gefährliche Karte in die Hand? Und wie wird das gefährliche Zurufen vermieden, das in der Stille eines Waldes auf Kilometer zum Verräter wird? Wir sehen: zur Anlage eines Geländespieles genügen nicht nur der gutgemeinte Einsatz des Führers und die Begeisterung einer Mannschaft, die ganz dabei ist.

Ein Kampf im Gelände will bis in seine letzten Möglichkeiten durchdacht sein. Nur dann macht es Spaß, dem Gegner auf den Fersen zu sitzen, ihm aufzulauern oder mit ihm um die Wette ein bestimmtes Geländestück zu umkämpfen. Der Führer muß sich darüber klar sein, daß das unüberlegt begonnene, falsch durchgeführte Geländespiel meistens für beide Parteien eine langweilige Angelegenheit ist, die niemanden richtig mitreißt. Wenn an einem Dorfausgang die vier Mann des ausgeschickten Spähtrupps von morgens bis abends auf der Lauer liegen, ohne daß sie den Feind sehen, daß sie zum Kampf gezwungen werden oder Gelegenheit haben, wichtige Beobachtungen zu machen, die ihnen das Gefühl geben: an dieser Stelle wirst du gebraucht, du bist wichtig für den Gesamtausgang, es liegt an deinem tadellosen, indianerhaften Rückzug aus dem Vorwerk hinter deckende Häusermauern, daß der Feind in die Falle rennt — wenn also nicht jeder Mann auf seinem Posten zum Mitgehen gezwungen wird, dann war das Geländespiel schlecht angelegt. Besser kein Geländespiel als ein langweiliges



Wir basteln eine Sammelmappe für die

Junge Welt

Wir wollen uns eine Sammelmappe für unsere Zeitschrift herstellen, und zwar eine solche, in die wir jeden Monat das neue Heft gleich so einlegen können, daß wir immer ein festes Buch haben.
Zuerst besorgen wir uns die Pappdeckel für die Mappe. Für Mappen in Größe der „Jungen Welt" nehmen wir eine „dreißiger Graupappe" (ungefähr 3 Millimeter stark). Ihr laßt die Pappe entweder beim Buchbinder gleich in der richtigen Größe schneiden; sonst schneiden wir Pappe stets mit dem Lineal und einem scharfen Messer.

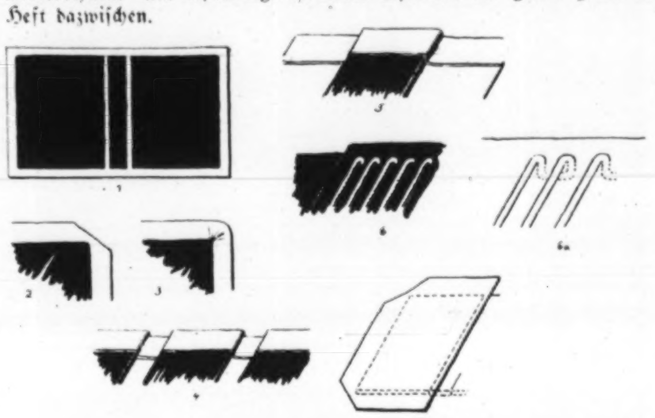
Die Deckel werden 1/2 Zentimeter breiter und 1 Zentimeter höher als ein einzelnes Heft zugeschnitten, dann werden alle vier Kanten erst mit der Raspel und dann mit Sandpapier ganz sauber abgerundet; auch die Ecken der Pappen runden wir jetzt gleich ganz wenig ab. Nun rechnen wir aus, wie stark ein ganzer Jahrgang unserer Zeitschrift ist — gewöhnlich werden es 3½—4 Zentimeter sein —, so breit schneiden wir noch einen Pappstreifen von der gleichen Höhe unserer Mappe zu und gleichzeitig einen zweiten, diesen jedoch 3 Millimeter kürzer. Zu diesen Streifen nehmen wir dünnere Pappe, ungefähr halb so stark wie die des Deckels (ungefähr fünfziger, 2 Millimeter).

Jetzt müssen wir uns entscheiden, wie unsere Mappe aussehen soll: entweder wir überziehen sie ganz mit Leinen, oder wir verwenden nur einen Leinenrücken und überziehen die Pappe mit einem haltbaren Papier, oder aber wir lassen die rohe Pappe nur in Verbindung mit einem Leinenrücken. Das kann sich jeder selbst wählen: Ganzleinen ist am schwierigsten, die Mappe mit der rohen Pappe ist am schnellsten und leicheteſten zu arbeiten, allerdings muß sie sehr sauber und auch ganz gleichmäßig mit Sandpapier abgerundet sein. Wir beschreiben zuerst die Mappe in Ganzleinen:

Wir legen nach Zeichnung 1 die Pappen nebeneinander, so, daß zwischen Deckel und Rückenpappe ein Zwischenraum von 1 1/2 Deckelstärken bleibt, und schneiden nun die Leinwand so zu, daß sie überall 1 1/2 Zentimeter übersteht. Nun zeichnen wir auf der Rückseite des Leinens mit Bleistift genau an, wo die einzelnen Pappen hingehören, bestreichen dann die Leinwand mit dünnem Leim und legen die Pappen auf, indem wir mit dem Rücken anfangen, drücken sie an, legen dann unser Werkstück herum und reiben das Leinen von der Rückseite mit dem Handballen fest an.
Nun legen wir die Pappe wieder auf die Leinenseite, schneiden die Ecken nach Zeichnung 2 so ab, daß das Leinen immer noch 1 1/2 Pappstärken über die Pappe hinaussteht und holen nun an allen Seiten das Leinen herum. An den Ecken müssen wir mit dem Falzbein nachhelfen und ganz feine Falten nebeneinanderlegen (Zeichnung 3); nach dem Trocknen können wir diese noch mit dem Hammer ein wenig niederschlagen.

Zwischen Rücken und Deckel wird das Leinen, wie Zeichnung 4 angibt, mit dem Falzbein niedergedrückt.

Jetzt nehmen wir die zweite Pappe, die wir gleichzeitig mit dem Rücken, nur 3 Millimeter kürzer, zugeschnitten hatten und schneiden ein Stück Leinen zu, das 2 Zentimeter länger und 4 Zentimeter breiter als die Pappe ist. Diesmal bestreichen wir die Pappe mit Leim, kleben sie auf das Leinen gleichmäßig auf und holen die oben und unten überstehenden Enden herum, nachdem wir sie vorher noch mit Leim bestrichen haben (Zeichnung 5). Nach dem Trocknen werden oben und unten, 3 Millimeter vom Ende entfernt, gleichmäßig zwölf Löcher mit der Ahle eingestochen oder mit einem kleinen 1-Millimeter-Locheisen eingeschlagen, durch die nun Schnur oder Bindfaden gezogen werden kann, unter die wir am Ende die einzelnen Hefte klemmen können (Zeichnung 6). Ihr dürft die Fäden nicht zu straff spannen und müßt die Stärke der Hefte mitberechnen. Am besten legt ihr beim Spannen der Fäden gleich ein Heft dazwischen.



Nun muß die Pappe mit den Schnuren eingeklebt und ganz fest angepreßt werden, daß die Schnuren, wo sie auf der Rückseite um die Pappe herumgehen, sich ganz in die andere Pappe einpressen. Dazu brauchen wir unbedingt eine Presse, sonst hält unsere ganze Arbeit nicht. Es genügt dabei irgendeine Buchbinder- oder auch eine Kopierpresse. Unter dieser lassen wir dann unsere Mappe mindestens eine halbe Stunde unter Druck liegen. Zum Schluß schneiden wir das nach innen in die Mappe umgeschlagene Leinen mit Messer und Lineal gerade und kleben noch irgendein Papier als Spiegel ein. Damit ist die Mappe fertig. Wir werden sie noch bis zum völligen Austrocknen einpressen.
Die Hefte werden so eingelegt, daß wir sie in der Mitte aufschlagen und je ein Heft unter eine Schnur ziehen.

Wollten wir unsere Mappe mit Papier überziehen, so wird das gleich nach dem Aufkleben des Leinenrückens, zu dem das Leinen 5 Zentimeter breiter als der Rücken selbst zugeschnitten wurde, geschehen müssen. Das Papier wird zugeschnitten, wie Zeichnung 7 angibt, und nun genau so wie das Leinen, nur mit Kleister aufgeklebt.

Solltet ihr keine Presse zum Anpressen der Rückenlage finden können, so wird innen nur ein Leinenstreifen eingeklebt, und die Löcher werden durch den Rücken hindurchgeschlagen. Man sieht dann von außen die Schnuren, das ist aber auch der einzige Nachteil dieser Ausführung.
Schließlich können wir unsere Mappe noch mit einer Aufschrift versehen. Am besten folgendermaßen:

Wir schneiden wie beim Linolschnitt die Aufschrift spiegelverkehrt in Holz (es genügt da schon stärkeres Laubsägeholz), dann legen wir den Holzstock genau auf und prägen wir mit irgendeiner Presse unsere Aufschrift ein; wir können sie auch mit Druckfarbe aufdrucken. Auf Buchbinderleinen können wir auch mit Tusche schreiben, versucht es aber erst einmal auf einem Probestück, ob es nicht ausläuft. Wenn man auf Stoff schreiben will oder anderen Materialien, die leicht auslaufen, kann man den Grund so vorbereiten, daß die Beschriftung ohne diese Mängel erfolgen kann. Wir kaufen uns im Malwarengeschäft ein Fläschchen gereinigte farblose Ochsengalle, streichen diese mit einem Pinsel dünn auf und können nach dem Trocknen ohne Mühe darauf schreiben oder malen. Auf keinen Fall aber wollen wir die Schrift plastisch aus Karton, Pappe oder Holz aufsetzen, das ist nicht werkgerecht, denn im Gebrauch würden sich die einzelnen Buchstaben bald abstoßen; also lassen wir es gleich sein.

Hansjoachim Kluge

Hin- und Herrennen, bei dem man den Feind nicht sieht, keine Aufgabe gestellt bekommt und keinen Auftrag durchführen kann.

Entscheidend ist doch schließlich beim Geländespiel hinter aller Freude des Kampfes, des Anschleichens und der Überrumpelung das Ziel der Ertüchtigung des deutschen Jungen. Nirgends gibt es eine bessere Schule der körperlichen und geistigen Gewandtheit, der Entschlußkraft und Einsatzbereitschaft, nirgends werden Findigkeit und Schlauheit, Geistesgegenwart und unerschütterliche Ruhe besser auf die Probe gestellt.

Zur Anlage solcher zackigen Geländespiele mit bestimmten Aufgaben, mit überlegtem Sinn und Zweck, die Führer und Einheit gleichermaßen anspannen und aus dem letzten Mann das letzte herausholen, ist das Buch bestimmt, von dem hier gesprochen wurde. Es ist von einem erfahrenen Jugendführer geschrieben, der alter Soldat ist. Deshalb werden auf geringem Seitenumfang soviel interessante Möglichkeiten des Geländespieles aufgeführt und in der klassischen, knappen soldatischen Sprache — die jeder versteht und die Mißverständnisse ausschaltet — bis ins kleinste beschrieben, daß jeder HJ.-Führer mit dem Buch in der Tasche vor der schwierigsten Geländeaufgabe nicht zurückschrecken braucht. Das Büchlein schildert ihm Einsatz der Mannschaften, Wahl des Geländes und die Art der Durchführung der gewählten Aufgabe. Allerdings — das kennzeichnet aber erst recht den Wert der kleinen Vorschrift — will es genau gelesen und bis ins letzte befolgt sein.

Kurt Frowein

Wußtest Du schon . . .

. . . daß japanische Kirschbäume keine Früchte tragen, daß sie nur um ihrer Schönheit willen gezüchtet werden?

. . . daß einmal die Erde für 5 Millionen Dollar verkauft wurde? Nach dem Tode des Pertinax versteigerte die allmächtige Prätorianergarde das Römische Reich, das damals alle bekannten Teile der Erde umfaßte, an den Meistbietenden. Didius Salvius Julianus Marcus, ein reicher römischer Kaufmann, bot den Höchstpreis, eben jenen Betrag, dessen Goldwert heute 5 Millionen Dollar entspräche — und erwarb das Weltreich als Käufer am 28. März des Jahres 193 nach Christi Geburt. Der römische Senat leistete ihm den Treueid. Aber lange währte seine Weltherrschaft nicht, denn römische Legionen in Großbritannien empörten sich über diesen Kauf, zogen nach Rom, setzten Didius gefangen und enthaupteten ihn. An seine Stelle setzten sie ihren General Septimus Severus.

. . . daß die Erdrinde etwa 1000 km dick ist?

. . . daß in jeder Minute im ganzen 68 Menschen sterben, also täglich etwa 97 920 und jährlich etwa 35 740 800?

. . . daß der Großinquisitor Peter Arbuez, auf dessen Geheiß 40 000 Menschen verbrannt worden sind, im Jahre 1860 heiliggesprochen wurde?

. . . daß die japanischen Kinder an dem Tag, an dem sie geboren werden, als ein Jahr alt bezeichnet werden?

. . . daß sich mitten im Ort Vertud zwischen San Salvador und Guatemala ein Blutbrunnen befindet, ein Springbrunnen, „Mina de Sangre" genannt, aus dem eine rote Flüssigkeit hervorquillt, die wie Blut gerinnt?

Die Aufnahmen dieses Heftes stammen von: Junge-Welt-Archiv (3), Bankhardt (6), Bildstelle Gebiet Hochland (3), H. Hartmann (6), Reichsbildstelle (3), Schirner (1), Ufa (5), Kießlich (3), Rondophot (5), Schröter (3), P. Unger (6), Kaufmann (6), Stöve (5), R. Jacobs (8), R. C. Roß (6), Dornier-Werkphoto (1), Retzlaff (4), Reichsgesundheitsamt (1). Zeichnungen stammen von Ratke (2) Kießlich (1), alle anderen von Erich Haase.

SPIEGEL UNSERER ARBEIT

Die gesamte Jugend Großdeutschlands stand am 3. und 4. Juni zum Reichssportwettkampf angetreten, um ihre körperliche Leistungsfähigkeit unter Beweis zu stellen. Mehr als sieben Millionen junge Wettkämpfer, Jungen und Mädel, maßen ihre Kräfte im leichtathletischen Dreikampf, der sich aus den drei sportlichen Grundübungen Laufen, Springen und Werfen zusammensetzt, und wurden, selbstverständlich in Altersgruppen unterteilt, nach einer Einzel- und Mannschaftswertung beurteilt, die jeden Wettkämpfer zur höchsten Leistung für die Gemeinschaft anspornt. Der Reichssportwettkampf, aus verhältnismäßig kleinen Anfängen zu dem allumfassenden Jugendsportfest der in der HJ. geeinten jungen Generation geworden, muß als der entscheidende Prüfstein körperlicher Leistung und Gesundheit der Jugend betrachtet werden. Der Erfolg der diesjährigen Veranstaltung zeigte die Bewährung der sportlichen Breitenarbeit, wie sie in der Hitler-Jugend betrieben wird. –

Das 6. Reichstreffen der Motor-HJ. in Goslar wurde zu einer glänzenden Heerschau des motorsporttreibenden Nachwuchses, der von dieser Sonderformation der HJ. in enger Zusammenarbeit mit dem NSKK. herangebildet wird. Im Beisein des Ehrenführers der Motor-HJ., Korpsführer Hühnlein, und des Beauftragten des Jugendführers des Deutschen Reiches für die Leibeserziehung der deutschen Jugend, Obergebietsführer von Tschammer und Osten, sowie zahlreicher hoher Vertreter von Partei und Wehrmacht, betonte Obergebietsführer Dr. Stellrecht, Chef des Amtes für körperliche Ertüchtigung in der Reichsjugendführung, bei dem ersten Appell der Mannschaften auf dem Osterfeld bei Goslar, daß das Treffen der Motor-HJ. nicht nur ein besonderer Tag der Hitler-Jugend sei, sondern darüber hinaus als Tag des deutschen Leichtmotorrades Bedeutung gewonnen habe. Das starke Interesse der Kraftfahrzeugindustrie an der alljährlichen Harzfahrt der Motor-HJ. bestätige diese Tatsache. In den Wehrwettkämpfen, die der eigentlichen Harzfahrt vorausgingen, zeigten unsere Kameraden dann beim Kleinkaliber-Schießen, Handgranatenzielwurf und 100-Meter-Hindernislauf ihre allgemeine gute Durchbildung. Die Geländefahrt über 150 Kilometer wurde zu einer gut durchgestandenen Zerreißprobe für Mann und Maschine, die den Teilnehmern alles an körperlicher Härte und technischer Geschicklichkeit abforderte. – Zusammen mit dem Motortreffen fand in Goslar der Reichsschieß-Wettkampf der HJ. seinen Abschluß in den Endkämpfen der 300 besten Jugendschützen. Die von der Siegermannschaft erzielte Leistung von 2080 bei 2400 möglichen Ringen und der beiden folgenden Mannschaften von 2066 und 2033 Ringen beweist den hervorragenden Leistungsstand der Schießausbildung in der HJ.

Auf Einladung des Ministers Starace, Befehlshaber der Gioventu Italiana del Littorio, fuhr eine Abordnung des HJ.-Führerkorps unter Führung des Stabsführers der Reichsjugendführung, Hartmann Lauterbacher, zu einem zehntägigen offiziellen Besuch der italienischen Staatsjugend nach Italien. Über den Erfolg der Italienreise äußerte sich Stabsführer Lauterbacher und betonte, daß der Besuch die innigen Freundschaftsbeziehungen zwischen der Jugend beider Nationen in einer nicht zu überbietenden herzlichen und eindeutigen Weise zum Ausdruck gebracht habe. Das überaus reichhaltige und hervorragend vorbereitete Programm gab der HJ.-Führer-Abordnung Gelegenheit, einen umfassenden Einblick in das Erziehungswerk der italienischen Staatsjugend zu gewinnen und ihre praktische Erziehungsarbeit eingehend zu studieren. Die Abordnung wurde auch vom Außenminister Graf Ciano empfangen. In einer ausführlichen Aussprache wurden die Einzelheiten der Zusammenarbeit der HJ. und der G. I. L. besprochen und festgelegt. Bereits in diesem Jahr wird eine weitere HJ.-Führer-Abordnung zum Studium der G. I. L. und des faschistischen Staates nach Italien reisen. Orchestermusik- und Spielmannszüge werden im Austausch in die befreundeten Länder fahren. Von italienischer Seite wird im Juli eine 100 Mann starke Abordnung Jungfaschisten mit Fahrrädern eine Deutschlandfahrt unternehmen, und eine Fahnenabordnung der G. I. L. wird sich am Adolf-Hitler-Marsch beteiligen. Diese Grundlage der freundschaftlichen Zusammenarbeit der „Jugend der Achse" wird sich von Jahr zu Jahr erweitern, so betonte Stabsführer Lauterbacher, und in ihrer Vertiefung als Mittel zur Sicherung der Zukunft unserer beiden Völker beitragen.

Die diesjährigen Weimar-Festspiele der deutschen Jugend brachten für mehr als 4000 Jungen und Mädel in vier aufeinanderfolgenden Veranstaltungsreihen Aufführungen von „Egmont", „Wilhelm Tell", „Was ihr wollt" und „Die Meistersinger von Nürnberg". Weimar ist nun schon zu einem Begriff für die deutsche Jugend geworden.

In der sozialpolitischen Zeitschrift der HJ. „Das junge Deutschland" vom 15. Mai d. J. hat Hauptbannführer Kaufmann, Pressereferent des Jugendführers des Deutschen Reichs, Erläuterungen zur Jugenddienstpflicht gegeben, deren geistiger Besitz jedem Jugenderzieher, darüber hinaus aber auch vor allem unseren Eltern zum Vorteil gereichen wird. (Abgeschlossen am 15. Juni.)

Lesestunde

Noch stehen wir unter dem Eindruck des Freiheitskampfes des spanischen Volkes gegen die bolschewistische Invasion, schon auch zeichnet sich nach dem Siege der nationalen Sache in scharfen Umrissen der neue Kurs Spaniens unter seinem kühnen soldatischen Führer Francisco Franco ab, der den neuen Staat in freundschaftlicher Verbundenheit an die Seite Deutschlands und Italiens führt. Da stellt uns ein neuerschienenes Buch „Legion Condor" von Karl Georg von Stackelberg (Verlag Die Heimbücherei, Berlin W 35) noch einmal mitten in den tobenden Krieg und läßt uns Mut und Glauben, Tod und Grauen, Kampf und Sieg jener unerschrockenen Schar miterleben, die als „Legion Condor" fast auf allen Kriegsschauplätzen Spaniens entscheidend eingegriffen hat. Dieses Buch ist das Hohelied unserer deutschen Freiwilligen. Der Verfasser Stackelberg, euch als Mitarbeiter an der „Jungen Welt" bereits bekannt, hat mit seinem Buch ein aus eigenen Erlebnissen und vielen Berichten und Tagebuchaufzeichnungen der Männer der Legion Condor entstandenen, fesselnden Tatsachenbericht vom spanischen Krieg gegeben, den jeder von euch mit Spannung lesen wird. –

Peter Püttner lebt in einer anderen Zeit; wir kennen diese Jahre vor dem Krieg nicht mehr aus eigener Anschauung, aber wir folgen den Erlebnissen Peters in Felix Dhünens Erzählung „Als Spiel begann's" (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München) mit aufgeschlossenem Interesse. Der kleine Münchener Kadett und seine Kameraden erwecken in uns das Gefühl einer Zusammengehörigkeit, die über Zeiten und äußere Unterschiede hinweg Jugend miteinander verbindet und in uns wie Kameradschaft lebendig wird. Wir danken Felix Dhünen eine gute, eine hervorragende Jugendgeschichte. –

Wer unter die Soldaten will, muß mehr haben als ein Gewehr. Am besten, man ist schon vorher über die verschiedenen Waffengattungen unserer modernen Wehrmacht unterrichtet und kann sich ein Bild über die vielen Möglichkeiten des Waffendienstes machen. Der Verlag Johannes Detke, Leipzig O 5, hat mit seiner Reihe „Dienst bei den Waffen" hierzu ein vortreffliches Mittel geschaffen. Kenntnisreiche Sachbearbeiter haben die einzelnen Hefte, die mit Bild- und Kartenmaterial versehen sind, in klaren, übersichtlichen Zügen geschrieben, so daß sie wirklich zu einem vollständigen Leitfaden geworden sind, der uns durch die Vielfalt moderner Waffen führt. Es liegen uns folgende Hefte vor: (Heer), Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Pioniere,

Panzertruppe, Nachrichtentruppe; (Luftwaffe), Flugdienst, Bodendienst, Flakartillerie und Luftnachrichtentruppe. Wir können diese Schriftenreihe nur jedem von euch emfehlen. –

Ein Nachschlagewerk besonderer Art hat das Bibliographische Institut Leipzig mit seiner Verlagserscheinung „Schlag nach" herausgebracht. Nicht nach dem Alphabet, sondern nach Sachgebieten geordnet, kann es uns sowohl zur Erweiterung unseres Allgemeinwissens als auch zum Nachschlagen bei besonders kipplichen Fragen dienen. Vom Weltall bis zur Spannweite eines Schmetterlings, von großen Tagen der Geschichte bis zum täglichen Kalorienbedarf eines Metallarbeiters finden wir hier auf verhältnismäßig kleinem Raum sorgfältig gesammelte Tatsachen, die uns, wo es nötig erscheint, durch Zeichnungen und Farbtafeln noch anschaulicher und verständlicher gemacht werden. –

Ein ausgezeichnetes Handbuch für die kulturelle Arbeit im Sommerlager steht uns mit dem von Claus Dörner herausgegebenen Werk „Freude, Zucht, Glaube" (Ludwig Voggenreiter Verlag, Potsdam) zur Verfügung. Das im Auftrage der Reichsjugendführung herausgegebene und mit einem Vorwort von Baldur von Schirach versehene Werk gibt Anregungen, Ratschläge und Hilfsmittel zur kulturellen Ausgestaltung des Lagers, für Feiern, Feste und Dichterlesungen, und kann mit mit den hunderterlei Vorschlägen, Beispielen und Feierworten zur Erzielung einer würdigen, jugendgemäßen Lagerkultur hervorragend beitragen.

Aussprache

Eigentlich geht es ja in erster Linie deine Eltern an, was wir heute in dieser Spalte besprechen wollen, aber erstens wirst auch du dazu Stellung nehmen wollen, und zweitens glauben wir sicher, daß auch dein Vater und deine Mutter die „Junge Welt" lesen, wenn du sie erst einmal aus der Hand gelegt hast. Es handelt sich darum, unserer größten deutschen Tageszeitung, dem Kampfblatt der nationalsozialistischen Bewegung und dem Sprachrohr der Politik des Führers, neue Mitstreiter zuzuführen: der „Völkische Beobachter" führt in diesen Wochen eine große Werbeaktion durch, deren Parole alle „VB."-Aktivisten und -Leser auffordert, denjenigen Volksgenossen, die die Bedeutung der nationalsozialistischen Tagespresse noch nicht erkannt haben, das Wort zuzurufen: Millionen lesen den „VB."! Und Du?

Heute ist die gesamte deutsche Presse nationalsozialistisch; aus dem Kampf des „Völkischen Beobachters" aber gegen die jüdisch-demokratische Presse der Vergangenheit erst konnte die Zeitung zu der scharfen propagandistischen Waffe werden, die der Führer nun geschlossen zur Abwehr und Angriff gegen die vergiftete Weltpresse, die in der Hand des Juden liegt, einsetzen kann. Im Jahre 1920 erklärte der Führer den „VB." zum Zentralorgan der Bewegung, und von dieser Zeit an begann ein unermüdliches Ringen und Kämpfen, das den „VB." stets in erster Reihe fand, wo es gegen Versailles, Judentum und Marxismus, für die große befreiende Idee des Führers aufzustehen galt. Der „VB." hat die stolzeste Tradition der deutschen Presse, sagt Reichsleiter Amann in einem Aufruf zur „VB."-Werbeaktion, und er wird immer das bleiben, was er war: das Sprachrohr des Führers und seiner Bewegung!

Ruhig und friedlich geht unser Volk seiner Arbeit nach. Es liebt den Frieden und denkt nicht an Krieg. Es lebt auf einer Insel der Ruhe und des Friedens, gegen die jedoch eine tobende Flut der Vergiftung anbrandet. In den Ländern der Demokratie hämmert eine bezahlte, von unverantwortlichen Kräften geleitete Presse Tag für Tag ihren Lesern ein, daß ein Krieg bevorsteht. Millionenauflagen sprechen von Krieg, künden den Krieg an und prophezeien den Krieg mit jeder Lüge. Der Wall, den wir gegen diese Lügenflut aufrichten, ist die entschlossene Haltung eines Millionenvolkes, geeint in einer Weltanschauung, geführt von einem Führer, gewappnet durch ein scharfes Schwert – täglich unterrichtet und geschult durch eine große Zeitung: den „Völkischen Beobachter"!

BLICK ÜBER DIE GRENZE

Die Demokratien haben ihre großen Sorgen. Wir wissen das anzuerkennen und zu beurteilen, aber wir sind nun einmal unfreundlich und ehrlich genug, sie ihnen nicht abzunehmen. Denn die deutsche Politik richtet sich nicht nach Stoßseufzern von der Themse und von der Seine, sondern ganz allein nach dem, was das deutsche Volk und das Reich nötig haben und als ihre Aufgaben empfinden. Zum Beispiel: die Lösung der Danziger Frage.

Es hat in der demokratischen Presse tatsächlich ein paar ganz „Raffinierte" gegeben, die nach der Danziger Rede von Dr. Goebbels so taten, als ob nun plötzlich durch eine „provokatorische Aktion" des Nationalsozialismus die Frage nach der Zukunft Danzigs aufgeworfen worden sei. Das ist ein Schachzug, der vielleicht bei den schlecht unterrichteten Lesern der demokratischen Presse noch vorübergehend zieht, aber sonst bei niemand. Denn die Welt, soweit sie nicht Scheuklappen „made in England" vorgehängt hat, weiß seit Jahren, daß nicht der Nationalsozialismus, sondern daß Versailles mit seiner sinnlosen Lostrennung der Freien Stadt die Frage nach dem Schicksal Danzigs gestellt hat. Erst seit dieser „Lösung", die den Raub zugunsten Polens nur vorübergehend verschleiern sollte, ist Danzig Streitpunkt, der es früher niemals war.

Es gibt nur eine Zukunft der alten Hansestadt, die deutsche Zukunft nämlich! Und auch im Ausland weiß man nur zu gut, daß das Reich niemals Danzig einer anderen Zukunft überlassen wird. Die Rede von Dr. Goebbels hat das noch einmal vor der Weltöffentlichkeit klargestellt, es unmißverständlich gemacht. „Das nationalsozialistische Reich steht zu Euch, wie Ihr zu ihm steht", hat Dr. Goebbels gesagt, und gerade diese Klarheit, an der so gar nichts umgedeutelt werden kann, fällt den Demokraten so auf die Nerven.

Nicht umsonst hat man in England im Außenministerium eine „Informationsabteilung" geschaffen, deren Aufgabe stark an eine Zuchtanstalt für fette „Enten" erinnert. Man will mit diesen Tricks der Presse, mit diesen „Informationen" die klare Situation vernebeln, um vielleicht die eigene Position etwas fester erscheinen zu lassen, als sie in Wahrheit ist. Denn es kracht an allen Enden! Nicht nur die Bomben, die angeblich die revolutionären Iren in englischen Städten hochgehen lassen, sondern auch im Fernen Osten macht Japans Griff gegen die englischen Konzessionen, die Brutstätten eines japanfeindlichen Widerstandes sind, schwere Sorgen. Und in Moskau gehen die Verhandlungen nun seit Monaten schon eifrig – – von einer Stockung zur anderen. Moskau schweigt sich aus, es hat seine Forderungen, und England möchte – begreiflicherweise – so ungern diese weitgehenden Verpflichtungen übernehmen. Aber im Kreml weiß man, nur mit ganz konkreten Verpflichtungen hat eine Vereinbarung mit London einen Sinn, – – und fürchtet zugleich, daß selbst dann der Wert der englischen Zusage, z. B. in einem praktischen Fall im Fernen Osten, sehr fragwürdig ist.

Vor einigen Monaten berichtete die „Times" so stolz, daß die altbewährte englische Diplomatie jetzt „auf Hochtouren" arbeite. Ein paar Wochen später sprach man in London von müden Ministern, denen man jüngere Mitarbeiter beigeben müßte. Das sind so Illusionen: als ob jüngere Minister die gleiche verschrobene Politik gegen die weltgeschichtliche Entwicklung besser machen könnten! Der Kern dieses Dilemmas liegt doch so: England muß umlernen, muß z. B. im Fernen Osten Stellungen aus der Zeit der kapitalistischen Ausbeutung Chinas liquidieren und in einer neuen Zeit neue Wege aufbauender Außenpolitik finden. Mit dem törichten Einkreisungs- und Garantiespiel schafft man nichts weiter als Unruhe und erschwert Lösungen.

Solche Umstellung fällt den Engländern aber, die überhaupt ungern klare Entscheidungen fällen, sehr sauer. Sie sehen zwar, daß trotz ihrer lächerlichen Verdächtigungen die Achse seit dem Besuch Cianos in Berlin nicht nur eine militärische, sondern auch eine wirtschaftliche Tatsache wird. Sie wissen natürlich, daß der Besuch des jugoslawischen Prinzenpaares in Berlin sinnvoller Ausdruck eines neuen Mitteleuropas ist. Sie versuchen, zu begreifen, daß das nationale Spanien nach seinem Siege seinen Freunden in Berlin und Rom treu bleibt, daß es sich nicht um einen Kredit an die Helfer seiner bolschewistischen Feinde verkauft. In London und Paris spürt man natürlich diese Wandlungen, aber man scheut sich immer noch, sie in ihrer ganzen weltpolitischen Schwere sich und dem englischen Volke einzugestehen. Lieber spielt man Wehrpflicht und organisiert Amazonenbataillone.

Das ist wie ein Rauschgift, dieser Rüstungskrampf der Einkreisungspolitiker. Und wenn der Rausch einmal auf Kosten der wie die Polen so Berauschten verfliegt, dann denkt man vielleicht noch einmal an das Wort, das Dr. Goebbels ebenfalls in Danzig sprach: „Keine Macht der Welt brauchen wir Deutsche zu fürchten, denn vor uns steht groß, stark und mächtig das Reich, hinter uns steht das deutsche Volk und über uns der Führer!" Ahnt man jenseits der Grenzen die ungeheure völkische, politische und militärische Kraft, die hinter diesem stolzen Satz steht? Wir spüren sie in uns und in unserem Tun! Jeden Tag, in jeder Situation!

Wenn's heiß ist: Kathreiner kalt!

Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Wilhelm Utermann, Berlin

Stellvertreter: Hans H. Henne, Berlin. Fernsprecher: 11 00 22 für Ortsgespräche, 11 60 71 für Ferngespräche. Anzeigenleiter: Ulrich Herold, Berlin. Verlag: Zentralverlag der NSDAP. Franz Eher Nachf. G.m.b.H., Zweigniederlassung Berlin SW 68, Zimmerstr. 87–91. Postscheckkonto Berlin 4454. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., Berlin SW 68, Dresdener Straße 43. – Bezug durch den Verlag, die Post und alle Buchhandlungen. Bezugspreis bei Zustellung durch Boten monatlich 30 Rpf. zuzüglich Zustellgebühr und bei Postbezug vierteljährlich 90 Rpf. zuzüglich 6 Rpf. Zustellgebühr. Die Post nimmt auch Neubestellungen für die letzten beiden Monate oder den letzten Monat des Kalendervierteljahres entgegen. – Ausland mit ermäßigten Drucksachengebühren 98 Rpf., übriges Ausland RM. 1,28 einschließlich Porto. – Auflage des vorliegenden Heftes über 100 000 Stück. – Zur Zeit ist Preisliste Nr. 1 vom 1. April 1939 gültig. Für unverlangt eingesandte Beiträge und Einsendungen übernimmt die Schriftleitung keine Gewähr.

Preisausschreiben!

204 VDO Fahrrad-Tachometer sind zu gewinnen!

Was ist ein VDO Fahrrad-Tachometer?

Ein richtiges Tachometer (Geschwindigkeitsmesser), wie es jeder von Kraftfahrzeugen her kennt.

Das VDO Fahrrad-Tachometer zeigt **die Fahrgeschwindigkeit bis 50 km an** und kann an jedem Fahrrad auf der Lenkstange befestigt werden. Die Geschwindigkeit kann also jederzeit bequem während des Fahrens abgelesen werden. Aber noch mehr: das VDO Fahrrad-Tachometer ist **gleichzeitig auch Kilometerzähler** und zeigt bis 10 000 km an. Es kostet im Laden RM. 9,50 und ist ein wertvolles Präzisions-Instrument, hergestellt von der

VDO Tachometer A. G., der größten deutschen Spezial-Fabrik für Kraftfahrzeug-Instrumente,

also eine feine Sache!

Wir möchten nun alle deutschen Jungen mit dem VDO Fahrrad-Tachometer bekannt machen und veranstalten zu diesem Zweck *ein Preisausschreiben, an dem jeder deutsche Junge teilnehmen kann.*

Die Preisfrage lautet:

Warum wünsche ich mir ein VDO Fahrrad-Tachometer!

Einsendeschluß ist der 24. Juli 1939 (Datum des Poststempels). Einsendungen dürfen nur auf Postkarten erfolgen (Briefe scheiden aus). Die Einsendung muß enthalten: Auf der unbedruckten Seite der Postkarte nur die Antwort auf die Preisfrage. Auf der Adressenseite den genauen Absender, darunter Geburtstag (Tag, Monat, Jahr), das HJ.-Gebiet, zu dem der Einsender gehört und die Reifengröße des eigenen Fahrrads (26 oder 28 Zoll; steht auf dem Reifen!). Die Karte ist zu adressieren an die

VDO Tachometer A. G., Abt. Preisausschreiben
Frankfurt a. M., Kaiserstraße 75 JW

Die 6 besten kurzen Einsendungen aus jedem Gebiet werden mit je einem VDO Fahrrad-Tachometer ausgezeichnet. Die Preisverteilung erfolgt spätestens am 15. 8. 39. Die Preise werden den Gewinnern direkt zugeschickt. Die Veröffentlichung über die erfolgte Preisverteilung erscheint in den Zeitschriften „*Junge Welt*“, „*Der Pimpf*“, „*Wille und Macht*“, „*Jugend und Heimat*“. — Wer bis 20. 8. 39 keine Nachricht bekommen hat, konnte nicht mit einem Preis bedacht werden.

Das Preisgericht setzt sich wie folgt zusammen:

Vorstandsmitglied Direktor Josef Strzelczyk, Frankfurt/Main
Leiter der Filialabteilung Hans Tzschach, Frankfurt/Main
Justitiar Dr. jur. Konrad Schwappach, Frankfurt/Main
Werbeleiter Helmut Krause, Frankfurt/Main

Die Preisverteilung erfolgt unter Ausschluß des Rechtsweges und ist endgültig. Angestellte der VDO Tachometer A. G. sind von der Beteiligung am Preisausschreiben ausgeschlossen.

Wer das VDO Fahrrad-Tachometer genauer kennen lernen will, lasse sich von seinem Fahrrad-Händler ein Original-Instrument zeigen und einen Prospekt geben.

Und nun auf an die Lösung! Wer seine Lösung sofort einschickt, vergißt es nicht! Für alle Fälle aber ist es gut, zu Hause an gut sichtbarer Stelle einen Zettel anzubringen:

VDO Preisausschreiben letzter Einsendungstermin 24. Juli 1939!

VDO TACHOMETER A. G. FRANKFURT/MAIN

Größte und leistungsfähigste Spezialfabrik Deutschlands für Kraftfahrzeug-Instrumente

MAUSER
Kleinkaliber-Büchsen!
Verlangen Sie Drucksache HJ 1938
MAUSER-WERKE A-G OBERNDORF A.N

Die haben es erfaßt:

Sie nehmen bei Ausmärschen immer eine HOHNER-Handharmonika mit. Auch bei jedem Heimabend ist die HOHNER dabei, die so leicht erlernbar ist und so viel zur Stimmung und Unterhaltung beiträgt.
Aber eine HOHNER muß es sein!

Illustr. Prospekte unter Bezug auf diese Zeitschrift kostenlos durch

MATTH. HOHNER A.G.
TROSSINGEN/WÜRTT.

Besucht die schöne

Bergstadt Schmiedeberg
im Riesengebirge, am Fuße der Schneekoppe, in nächster Nähe der Grenzbauden Sommerfrische, geschützte Lage, Sport- und Tennisplätze, Badeanstalt, Liegewiese, Kahnfahrten, billige Pensionen.
Auskunft im Verkehrsamt der Stadt Schmiedeberg i/Riesengebirge

---

Lest den J. B.

Uniformen der HJ.
neue braune
HJ.-Führerblusen 24.—
Diensthemd 4.25-6.25
Dienstbluse 6.— -7.75
je nach Größe
kurze Hose 6.— -7.—
Sommerdiensthose 5.— -6.50
Stiefelhose Tuch 17.25
Stiefelhose Cord 11.25
Winterbluse 9.— 11.—
Skihose 12.— 15.—
Regenumhang 21.- 25.-
Lederzeug kompl. 4.75
Fahrtenmesser 3.60
Sommerkäppi 2.40
Skimütze 3.25
MHJ. u. Flieger-HJ.-Unif.
Preis je nach Größe
Uniform. für BDM. u. JM.
Alles n. Vorschrift RZM. u. RJF. sofort lieferbar. Schreiben Sie sofort an:
Westermann
Osnabrück, Johannisstraße
Schließf. 68. Versand per Nachn.

Tell und Mars

VENUS-WAFFENWERK
Inh.: Dipl. Ing. WILH. FOSS
ZELLA-MEHLIS

Luftgewehre und Luftpistolen
„Favorit" und „Original"
sind überall beliebt und hervorragend im Schuß
Fr. Langenhan
Zella-Mehlis
Gewehr- und Fahrradfabrik
Gegr. 1842

HOHNER
Großer reichhltg. Katalog 6 umsonst.
Leichte An- und Abzahlung.
Versandhaus:
Josefine Ranft
Pausa I.V. 4

HJ. Jahrbuch 1939
Leinen RM. 1,50.
In übersichtlicher Form unterrichtet es über alles, was mit der Organisation der HJ., der Partei und des Dritten Reiches überhaupt zusammenhängt. Erhältlich in jeder Buchhandlung
Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. G. m. b. H. München — Berlin

---

Luftgewehre Pistolen Karabiner
Ferngläser von 2,– RM. ab, Luftpistolen usw. Billigst! Direkt vom Waffen-Versand-Haus Suhl I/121

Musikkatalog umsonst.
Neue u. gebrauchte / Conrad Eschenbach, Markneukirchen 7

Billige aber gute Uhren

mit Garantie. Bei Nichtgefall. Umtausch oder Geld zurück. Nr. 3. Herrentaschenuhr mit geprüft. 36 stündig. Ankerwerk, vernickelt, M. **1.90** Nr. 4. Versilb. Ovalbügel, 2 vergold. Ränder. M. 2.30. Nr. 5. Besser. Werk, flache Form, M. 3.40. Nr. 6. Sprungdeckluhr, 3 Deck., vergoldet, M. 4.90, besseres Werk M. 7.40. Nr. 8. Armbanduhr, vernick. m. Lederarmband, M. 2.60. Nr. 85. Dto. für Damen, kleine Form, mit Ripsband, M. 4.-. Nr. 99. Dto., Golddoublé, 5 Jahre Gar. für Gehäuse, für Damen, mit Ripsband, M. 5.90, für Herren, viereckige Form, M. 6.90. Nr. 642. Tischuhr, mod. Form 8-Tage-Werk Eiche. pol. M. 7.80 Nr. 1461. Geschnitzte Kuckucksuhr, 1/4 stündl. Kuckuckruf, M. 2.50. Weckeruhr, genau geh., M. 1.60. Nickelkette —.25. Doppelkette vergold, M. -.70. Kapsel M. -.25. Nr. 612. Monogr.-Siegelring für Damen oder Herren, vergoldet, einschließl. Monogramm M. 1.—. Nr. 614. Siegelring, 8eckige Platte M. 1.—. Nr. 2803. Siegelring, mod. Form, M. 1.—. Trauring, Doub. M. -.80. Doublé-Ring mit Simili M. -.80. 2 Jahre Garantie. — Als Ringmaß Papierstreifen einsenden. Versand gegen Nachnahme. Jahresversand 30000 Uhren, 20000 Ringe.

Katalog mit ca. 700 Bildern gratis!
Fritz Heinecke
Braunschweig Abt. A9

„Völkischer Beobachter"
DIE ZEITUNG DES VOLKES

NSU

Drei Kameraden unterwegs

Treffen sich NSU-Fahrer unterwegs, so ist eine Unterhaltung schnell im Gange. Dann erzählt man von den Maschinen, vom leichten Lauf des NSU-Fahrrads, von der kleinen NSU-Quick, dem quicklebendigen 100 - ccm - Motorfahrrad, und von den schnellen und sparsamen NSU - Motorrädern mit der guten Straßenlage.

Und alle sind sich einig darüber, daß man beim Kauf eines NSU - Erzeugnisses einen wirklich ehrlichen Gegenwert erhält.

NSU WERKE AKTIENGESELLSCHAFT, NECKARSULM

Philipp Bouhler: **Kampf um Deutschland**

Umfang 108 Seiten. Preis in Ganzleinen (mit einem Bild des Führers auf Kunstdruck) **RM. 1,—**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. GmbH., Berlin

DWM

BOMBE

DEUTSCHE WAFFEN- U. MUNITIONSFABRIKEN A.G. WERK KARLSRUHE

Behörden-

Bestände usw. gut erhalten

Trinkbecher, Emaill. 0.15
Kochgeschirr dito . 0.95
Feldflasche . . 1.35 0.95
Brotbeutel feldgr. 0.95
Zeltstocktasche kpl. 1.10
Lederkoppel 1.30
Inf.-Spaten m. Futt. 1.40
Schlafdecke. 3.60, 2.95
Zeltbahn 165 X 165 cm 5.85
Segelt.-Tornister. . 6.90
Fellrück.-Tornister 7.95
Ganzfell-Tornister 8.95

Ungebraucht

Eßbesteck Eisen . . 0.15
Pionierspaten 1.30
Beilpicke m. Futt. . 1.95
San.-Labeflasch. 1L. 2.50

Neufabrikate

Alum. Eßbesteck. . 0.58
Kartenschutztasche 2.25
Schlafsack m. Kopfbezug
Gr. 75 x 190 = 4.75
Gr. 75 x 180 = 4.60
Meldetasche 6.25, 5.35
San.-Ledertasche . . 5.95

Arbeitskleidung für den Landdienst!

Katalog gratis, Nachnahme-Versd. Umtausch oder Rückzahlung
Ab 50.- RM portofrei
Versandhaus
Sport-Beruf Kom.-Ges.
Berlin 504
Rosentaler Str. 38

Du weißt es aus der Wilhelmstraße durch den **„Völkischen Beobachter"**

„Völkischer Beobachter" — die Zeitung aller Deutschen!

Fabelhaft

wie schnell Hände wieder sauber werden

mit **Abrador**

so sagt jeder, der ABRADOR zum ersten Male gebraucht.

Es ist verblüffend, wie mühelos ABRADOR die schmutzigsten Hände *„rillensauber"* wäscht; sogar Farbe, Tinte, Schmiere, Harz, Teer, sowie alle Spuren der Haus- und Küchenarbeit, auch unerwünschte Gerüche verschwinden mit ABRADOR im Nu.

Darüber hinaus pflegt ABRADOR auch die Hände u. macht rauhe, abgearbeitete Haut so schön frisch, glatt und geschmeidig.

ABRADOR bekommen Sie überall, wo es gute Seifen gibt. Stck. 18 Pfg.

LUHNS Seifen- u. Glycerin-Fabriken, Wuppertal

P. 71. 4/39 71/11

RohMöbel VERSAND

Schlafzimmer 150 breit	165.80
Küche	47.90
Schreibschrank	55.—
Kleiderschrank	32.—
Schreibtisch	30.—
Ausziehtisch	25.—
Bücherschrank	21.—
Kinderbettst.	15.—
Bücherregal	10.—
Tisch, rund	7.—
Stuhl	2.90

usw. **Gefolgschafts-, Bauern- und Fertigmöbel.** Bar oder Ehestandsscheine. Bei Nichtgef. Rücknahme. Prospekte gratis

FRANK'S ROHMÖBEL-VERSAND

Berlin, Rosentaler Straße 55 Z

Lest „Das Schwarze Korps"

EM-GE ist das, was Sie suchen!

Einzel- und Mehrlade-Luftgewehre u. Pistolen für Sport, Betriebssport und Übung mit ausgezeichneter Schußleistung!

Mehrlade-, Signal- und Startpistolen in mehr als 1 000 000 Stück bewährt! Bezug ohne Waffenschein nur durch den Fachhandel. Liste frei

Moritz & Gerstenberger Waffenfabrik Zella-Mehlis 8 i. Thür.

Chromatische **Schifferklaviere**

Tasten	Bässe	Mk.
21	8	19
25	12	30
25	24	48
34	80	93
41	120	125
70	80	123

Andere Harmonikas von 4¼ Mk. an

Größte Auswahl. 500 Sorten. Versand Nachnahme, auf Wunsch Teilzahlung. **Niemals versäume man,** vor anderweitigem Kauf unseren Gratiskatalog franko zu bestellen.

Herfeld & Co. Neuenrade Westf. Nr 60

Fahrräder mit Tretstrahlern

„Marke Vaterland"
m. Frl. u. Rücktr. v. 30,-
m. Dyn. Beleucht. v. 34,-
mit Zweigang . . . v. 57,-
Motorfahrräder billig. Auch Teilzahlung.
Katalog mit 60 Modellen kostenlos
FRIEDR. HERFELD SÖHNE
Neuenrade i. W., Nr. 282

Berücksichtigt unsere Inserenten!

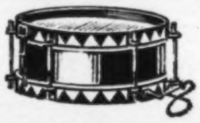
Spielmannszüge durch mein **Spezialangebot**
Zahlr. Anerkennung. von MZF., SZ. usw.
Günst. Teilzahlung
Äußerst bill. Preislage
Fordern Sie Katal. 9 kostenlos.
Josefine Ranft
Pausa i. V.

Hitlerjunge!

Unser Anzeigenteil
ist Dein Berater in allen Einkaufsfragen!

Seit 1854

Qualitätsmusikinstrumente



für SZ., MZ. und Hausmusik
zu günstigen Zahlungsbedingungen

C. A. Wunderlich Siebenbrunn (Vogtland) 19

Wer jung ist wer jung fühlt und unsere Jugend versteht der liest die Junge Welt

BESTELLSCHEIN

Hiermit bestelle ich ab sofort / ab __________________ die monatlich einmal erscheinende Zeitschrift

Junge Welt

zum Vierteljahresbezugspreis von RM. 0,90 zuzüglich 6 Pfennig Bestellgeld bei Postzustellung oder RM. 0,30 monatlich zuzüglich ortsüblicher Bestellgebühr.

____

Name des Bestellers*)

____

Genaue Postanschrift und Wohnung*)

Diesen Abschnitt bitten wir ausgefüllt an den Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstr. 87–91, einzusenden.

*) Deutliche Schrift erbeten.

Auf der Fahrt ins Blaue
verschafft herrliche Erinnerungen
eine Markenkamera von
PHOTO-PORST
Nürnberg-O S. O. 8
der Welt größtes Photohaus
Ansichtssendung, Teilzahlung, Photo-Tausch. Haupt-Katalog H 8 kostenlos

Sportmodell 33 und 33 Junior
Die idealen Schulungswaffen.
Von d. Reichsjugendführung begutachtet u. z. Einführung empfohlen
Interessante Druckschriften 103 durch:
C. G. HAENEL WAFFENFABRIK
Gegründet 1840 Suhl/Thüringen

Nachrichten-Geräte aller Art
Morseapparate, Lehr- und Schulgeräte, Feldkabel, Fernsprechbaugerät
Rudolf Jetter
Berlin-Tempelhof, Berliner Str. 40

RZM

Die Reichszeugmeisterei liefert

Bekleidungsstücke

nach Vorschrift der **Reichsjugendführung** zu nachfolgenden Preisen:

HJ.- und DJ.-Winterdienstbluse	Gr. 38—42	RM. **10,45**
DJ.-Führerbluse gefüttert	Gr. 38—42	RM. **28,30**
DJ.-Führerbluse ungefüttert	Gr. 38—42	RM. **22,20**
HJ.- und DJ.-Ueberfallhose	Gr. 38—42	RM. **14,80**
HJ.- und DJ.-Regenumhang, Länge 70—150 cm,	von RM. **15,—**	bis **23,50**
HJ.- und DJ.-Diensthemd lange Form	Halsweite 36—40	RM. **5,70**
HJ.- und DJ.-Winterdienstmütze		RM. **3,10**
HJ.- und DJ.-Dreiecktuch		RM. **0,65**
Knoten zum Dreiecktuch		RM. **0,15**

Versand nur gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages
Ab RM. **50,—** netto portofrei
Vollständige Preisliste kostenlos

Reichszeugmeisterei der NSDAP.
München 9, Tegernseer Landstraße 210

„Völkischer Beobachter" — die Zeitung des Reiches der Freiheit und Ehre!

Jeder soll sparen
BiOX-ULTRA
die Zahnpasta des guten Geschmacks
1 cm genügt vollkommen zur gründlichen Reinigung der Zähne
45-A u. 90-A

Die weltberühmte
HOHNER
Gratiskatalog 64 Seit.
insges. 164 Abb., alle
Instrum. originalfarb.
10 Monatsraten.

LINDBERG
Größt. Hohnerversandhaus Deutschlands
München, Kaufingerstr. 10

A
AGRIPPINA
VERSICHERUNGEN
SEIT 1844

Trägerin der
Unfall- und Haftpflicht-
versicherung
für die gesamte
Hitler-Jugend

Ingenieur-schule **Mittweida**
Maschinenbau / Automobil- u. Flugtechnik
Elektrotechnik. Programm kostenlos

Stets gesichert -
und doch schußfertig!

WALTHER
Polizei-
Pistolen
Cal. 7,65 mm
Carl Walther, Waffenfabrik
Zella-Mehlis P 36

Hitler - Jugend

Tuch-Breeches	17,50
Sommer-Hose . . 6,— bis	7,—
HJ.-Ring 835 Silb.	**3,—**
Totenk.-Ring 835 S.	2,50
Flieg.-Ring 835 S.	3,—
Heer-Ring 835 S.	3,—
Schlafsack	**3,75**
Feldflasche	3,—
Brotbeutel	4,—
Tornister	20,—
HJ.-Fahnen	
80 x 200	5,50
120 x 300	12,—
Ausweistasche	—,75
HJ.-Führer-Bluse	**18,50**
DJ. dto. gef.	22,—
Braunhemd, 2 Kr.	7,50
Schwarz. Seid.-Binder	1,75

HJ.-Regen-Umhang

Lg.	110	120	130	140
	21,50	22,50	23,50	24,50

BDM.-Regen-Umhang

Lg.	110	120	130
	21,50	22,50	23,50

Potsdam-Plakette	**0,60**
Fahrtenmesser	4,—
Potsd.-Plakette, klein	—,50
HJ.-Lager-Käppi	2,75
Trainingsanzug	9,50
Melde-Tasche	5,50
HJ.-Trikot-Uniform	
Rock, neue Farbe	65,—

Uniform -
Degner
Berlin, Saarlandstr. 105
Versand nur Nachn.

Violinen

Schul-, Konzert-, Solo-violinen auf Teilzahlung zur Ansicht liefert
Anton Schrötter
Gossengrün 1
Sudetengau
Prospekt gratis

Prismenfeldstecher
Leichtmetall, für Reise, Militär, Jagd, Sport, ab Fabrik v. 45 RM. an

Katalog frei, Ratenzahlung
Optica GmbH., Kassel 65

Die Schachtel mit 27 Würfeln für 40-50 Tassen kostet nur 90 Pfg.

Vor dem Marsch die Füße pflegen!
Wundlaufen
Fußschweiß
verhütet und beseitigt Gerlach's Fußkrem
Gehwol
Dose 40, 58, 80 Pf. in Apothek. u. Drogerien

Baldur von Schirach:

Revolution der Erziehung
Reden aus den Jahren des Aufbaues

200 Seiten
Ganzleinen 3,60 RM.

Bezug durch alle
Buchhandlungen!

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. GmbH., München-Berlin

---

„Völkischer Beobachter"
die Führerzeitung

R
SINOXID

Nur Leistung entscheidet!

Du kannst ein netter Kerl sein, wenn aber Deine Leistungen nichts taugen, dann wird man Dich nie für voll ansehen. Gewiß, nicht jeder kann Meister seines Volkes oder Bester aller Nationen sein. Du kannst aber diesen Vorbildern nacheifern! — Die Gewinner der Goldmedaillen in den drei Schießwettbewerben der Olympischen Spiele zu Berlin schossen ausnahmslos mit der deutschen Meisterpatrone „R-SINOXID". Denke darüber nach, warum diese Meister ihr Vertrauen gerade diesem Spitzenerzeugnis der Munitionsindustrie der ganzen Welt geschenkt haben! — Tue das heute noch. Gehe zum Waffenhändler und hole Dir kostenlos das Büchlein

A-B-C

für KK-Schützen. Es wird Dir beim Schießen nützlich sein!

Trefferbild nach 250 000 Schuß

nat. Größe

Auf 50 Meter eingespannt.

50 Schuß =
600 Ringe bei 600 möglichen!

Saxonette

ist immer fahrbereit. Man drückt auf die Benzinpumpe, schwingt sich in den Sattel und nach einem oder zwei Pedaltritten zieht die Saxonette stark und sicher ihre Bahn. Angenehm ist es, daß man die Saxonette überall hinstellen kann und daher immer gleich bei der Hand hat. Das macht sie für schnelle Besorgungen so praktisch!

4000 Sachs-Dienststellen im Reiche

FICHTEL & SACHS A·G SCHWEINFURT-M

Harmonika u. Musikinstrumenten-Fabrik **Hess** liefert an Private
Bedeutendes, allbekanntes Versandhaus

Soo preiswert! Beweise für die gute Qualität:
11372 Dankschreiben allein 1938
Über **50000** Hess-Harmonikas allein 1938 an Private geliefert!

Chromatische Klavierharmonikas! Perloidgehäuse! Prächtige Ausstattung! Markenqualität! Herrlicher Klang!

Nr. 110 mit 21 Tasten, 8 Bässen wie Bild . . RM. 30,– einfacher . RM. 20,50

Harmonikas!
Deutsche Modelle
10 Tast., 2 Bässe RM. 5,50
Wiener 10 Tast., 4 Bässe RM. 8,–
21 Tast., 8 Bässe RM. 16.–
21 Tast., 8 Bässe Luxus-Perloid RM. 22,–
Club-Modelle ab RM. 26,–

Nr. 120 25 Tast. 12 Bäss. RM. 37,50 einfacher . . RM. 33,–
Nr. 124 25 Tast., 24 verkopp. Bässe 4 und 6 fach RM. 52,– einfacher . . . RM. 45,–
Nr. 123 25 Tasten, 32 Bässe mit Sept. . . . RM. 59,–

Nr. 91
Nr. 82 wie Bild 91 m. 30 Tast. 36 verkopp. Bässen, eine große Harmonika zu kleinem Preis, 2 chörig . RM. 76,–
Nr. 82 in 3 chörig. m. Reg. RM. 92,–
Nr. 90 mit 34 Tasten, 48 Bässen, verkoppelt . . . . RM. 84.–
Nr. 91 mit 34 Tasten, 80 Bässen, 5 fach verkoppelt, 2 chörig RM. 88,–
Nr. 91 in 3 chör., m. Reg. RM. 120,– i. Luxusausstatt. RM. 140,–

Nr. 92
Nr. 92 mit 41 Tasten, 120 Bässen, 5 fach verkopp. RM. 120,–
Nr. 92 in 3 chörig, mit Register RM. 149,– in Luxusausstatt. RM. 168,–

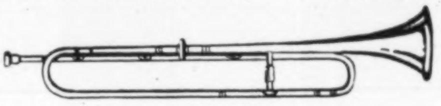
Mundharmonikas RM. –,30, –,50, –,80, 1,–, 1,60
Blockflöten RM. 2,40 und 3,–
Trommelflöten RM. 1,80, 2,40, 3,–

Nicht nur Harmonikas. Nein, alle Musikinstrumente, besonders Blasinstrumente für Werkkapellen, Schulen und Haus liefert Hess, eine der größten Spezialfabriken für Metallblasinstrumente in Deutschland. Verlangen Sie unbedingt Kataloge u. Spez.-Angeb. Reparatur. preisw. u. sehr gut!

Nr. 401 Piston in Es . . . . v. RM. 29,– an
Nr. 403 Trompete in B od. C v. RM. 31,– an
Nr. 1405 Solo-Tr., Heckelmod. v. RM. 42,– an
Nr. 407 Flügelhorn in B . . . v. RM. 32,– an
Nr. 408 Althorn in Es . . . . v. RM. 47,– an
Nr. 411 Tenorhorn in B . . . v. RM. 53,– an
Nr. 423 Bariton in B . . . . v. RM. 70,– an
Nr. 510 Zug-Posaune in B . v. RM. 37,– an
Nr. 415 Waldhorn in F/Es . . v. RM. 81,– an

Nr. 427 Tuba in Es von 102,– an
Nr. 433 Baßtuba B von 135,– an

Klarinett., Flöt., Glockenspiele, Trommeln, Becken, Noten in großer Auswahl sehr preiswert



RM. 12,50
Fanfaren in Es, eigene Fabrikation, deutsche Wertarbeit
RM. 9,20, 12,50, 14,–

Landsknechtstrommeln stabil, beste Felle zu RM. 7,–, 14,–, 16,–
Größe 38 × 53, bemalt m. Flamm. RM. 17,– u. 20,–
40/50 cm groß, roh, schw. Ausf. . . . . . RM. 15,–
40/60 cm groß, roh, schw. Ausf. . . . . . RM. 16,50
40/70 cm groß, roh, schw. Ausf. . . . . . RM. 18,50

Marschtrommeln stabile Ausrüstung, beste Felle. Messingkessel RM. 6,–, 7,50, 10,50, 13,–
Signalhörner RM. 2,50, 3,50, 4,50, 6,–, 11,–

Violinen zu RM. 4,50, 6,–, 9,–, 14,–, für Orchester zu 20,–, 30,– usw. Bogen, Sait. u. Zubehör besond. preisw.

Mandolinen Wandervogel-Modell . . . . RM. 6,50 in besserer Qualität . . . . RM. 8,–, 11,–, 14,–

Frank-Reiner-Edelgeigen D.R.P. herrlicher, altitalienischer Toncharakter RM. 40,–, 60,–, 100,– usw. Celli, Gamben usw. sehr preiswert. Besitzen Sie bereits eine Geige und sind mit dem Ton nicht zufrieden, dann lassen Sie dieselbe nach dem Frank-Reiner-Verfahren veredeln. Sie werden überrascht sein! Preise für Geige RM. 20,– einschl. aller Kosten. Fordern Sie Aufklärungsschrift. Eigene Spezialwerkstätte für gute Geigen!

Gitarren mit Spielapparat

Wie Bild RM. 21,50, besser zu RM. 30,–, 38,–. Einzelner Apparat an jeder Gitarre oder Laute nachträglich anzubringen RM. 14,–. Liederheft à RM. 1,–. Mit Gitarion-Apparat kann jeder Laie ohne jede Vorkenntnis sofort Gitarre oder Laute spielen.

Großer Katalog umsonst! (Harmonikas in natürlichen Farben enthaltend). **Ältestes Musikinstrumenten-Versandgeschäft in Klingenthal.** Werkstätten für gute Geigen, Holzblasinstrumente, Trommeln und Saxophone. Spezialfabrik für gute Harmonikas. Metallblasinstrumente

Versand eigener und fremder Fabrikate

Hess
(Ernst Hess Nachf.)
Klingenthal, Sa.

Kurze Adresse:
Hess-Musik, Klingenthal, Sa. 16

„Erstaunlich, was die Maschine leistet!"

ZÜNDAPP-WERKE
G. M. B. H. NÜRNBERG

Für Fahrten Märsche Wanderungen!

Alle Verbandstoffe – Pflaster – Krankenpflegeartikel für die

Erste Hilfe

bekommt ihr bei eurem

Apotheker

„VÖLKISCHER BEOBACHTER"
in jedem deutschen Haus

Das packende Buch

Mit dem Führer in Braunau und Linz; mit Bürckel in Wien; in Berchtesgaden, Godesberg, im Münchener Führerbau Zeuge großen Geschehens:

Helmut Sündermann

Die Grenzen fallen!

Von der Ostmark zum Sudetenland

In allen Buchhandlungen erhältlich!

250 Seiten / Ganzleinen / RM. 3,50

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. GmbH., München-Berlin

Immer an der richtigen Stelle einkaufen

damit geschmackliche und sonstige Wünsche zu ihrem Recht kommen. Die sitzfesten und schöngeformten

»ELEFANTEN-STABIL«-STÜHLE

genügen hohen Ansprüchen in bezug auf Haltbarkeit und gutes Aussehen. Das »Buch vom Sitzmöbel« sagt Ihnen Näheres.

PH. LEINENKUGEL
STUHLFABRIK · WEINHEIM · BERGSTR. 16

Heinrich Anacker:

Ein Volk! Ein Reich! Ein Führer!

Gedichte um Österreichs Heimkehr
In Ganzleinen (mit Bildern auf Kunstdruck) RM. 3,—

Bezug durch alle Buchhandlungen
Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. G.m.b.H., München-Berlin

Fritz Vater

Weking

Die Saga vom Heldenkampf der Niedersachsen

Leinen RM. 4,80

Erhältlich in jeder Buchhandlung

Zentralverlag der NSDAP. Franz Eher Nachf. GmbH., München — Berlin

Kaufe preiswert von unserer Fabrik
bezw. vom größten Versandhaus der Branche.

Über 1 Million Käufer. Umtausch bereitwilligst. || Ca. 35000 Dankschreiben! Günstige Ratenzahlungen. || Sehr leichtes Erlernen nach unseren Selbsterlernschulen.

1-5 Jahre Garantie, siehe Katalog **Großversand an Private** Portofreie Lieferung ab RM. 10.

Meinel & Herold, Klingenthal i. Sa. Nº 376
Musikinstrumenten-, Harmonika-Fabrik und -Vertrieb.
VERKAUF EIGENER UND FREMDER ERZEUGNISSE
Verlangen Sie sofort unseren Hauptkatalog · Zusendung kostenfrei

Große Freude
hat jeder Hitlerjunge an dem ungefährlichen, waffenscheinfreien
Diana-Luftgewehr
Diese Gewehre schießen ganz genau, sind überall, im Zimmer, Gang und Hof oder Speicher verwendbar und sind im Gebrauch sehr billig; schon von RM. 5,— an erhältlich. Lieferung nur durch den Fachhandel. Prospekte und Bezugsquellennachweis kostenlos von
Dianawerk, Rastatt 17

„Völkischer Beobachter" – die Führerzeitung

Unser Liederbuch

Lieder der Hitler-Jugend

Herausgegeben vom Kulturamt der Reichsjugendführung mit Geleitwort des Reichsjugendführers Baldur von Schirach. Bearbeitet von Wolfgang Stumme, Musikreferent der Reichsjugendführung

262 Lieder mit Noten
280 Seiten
Kartoniert RM. 2,00
Leinen RM. 2,50

Erhältlich in jeder Buchhandlung

Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. GmbH., München - Berlin

Laut lesen und weitererzählen!

Ich helfe Ihnen weiter.

Kurzschrift

(Stenografie) brieflich zu lernen ist wirklich sehr leicht! Herr Joseph Staudigl, Studienrat am Alten Gymnasium in Regensburg, schrieb am 13. 2. 38: „Ich halte Ihre Unterrichtsmethode für ausgezeichnet. Wenn jemand sich genau an den von Ihnen aufgestellten Übungsplan hält, so muß er, ob er will oder nicht, ein tüchtiger Stenograph werden." — Wir verbürgen eine Schreibfertigkeit von 120 Silben je Minute (sonst Geld zurück!) Der Kontorist Wolfgang Kleiber in Breslau 10, Einbaumstr. 4, und andere Teilnehmer erreichten laut eidesstattlicher Versicherung sogar eine Schreibschnelligkeit von 150 Silben in der Minute! Mit der neuen amtlichen Deutschen Kurzschrift kann der Geübte so schnell schreiben wie ein Redner spricht! — 500 Berufe sind unter unseren begeisterten Fernschülern vertreten. Der jüngste ist 7 Jahre alt, der älteste 76. Sie lernen bequem zu Hause unter der sicheren Führung von staatlich geprüften Lehrern! Das Arbeitstempo bestimmen Sie selbst! Alle Lehrmittel werden Ihr Eigentum! Bitte, senden Sie sofort in offenem Umschlag diese Anzeige ein (3 Pfennig Porto).

An die Kurzschrift-Fernschule Hordan
Berlin-Pankow Nr. C 67

Bitte senden Sie mir ganz umsonst und unverbindl. 5000 Worte Auskunft mit den glänz. Urteilen von Fachleuten u. Schülern!

Vor- u. Zuname: ....

Ort und Straße: ....